BIO FORUM Schweiz

Kultur und Politik

4›08

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Vieh und Futter

100 Prozent Biofutter: Das stellt für viele Betriebe eine Herausforderung dar. Unter anderem fragt sich: Sind die Kühe im Vergleich zur eigenen Futterbasis zu anspruchsvoll? Überlegungen zur Futtervorschrift und der Zucht standortgerechter Kühe. Seite 3 bis 7

Zukunft ist kleinbäuerlich

Meinen alle dasselbe?
Werner Scheidegger zum Weltlandwirtschaftsbericht. Seite 8

Investition in die Natur

Wie soll das gehen, fragt Hans Bieri: Geld vermehren und Natur schonen? Seite 10

Luft oder Boden

Jakob Weiss treibt einer Satzblase die Luft aus und kommt auf den Boden. Seite 16

Bio und öko

Biobauern haben mehr Ökoausgleichsflächen. Seite 17

Mit Vielfalt punkten

Die IP-Suisse profiliert sich damit. Die Biobauern könnten es auch. Seite 18

Möschberg-Gespräche

Das bringt der Januar 2009: Keine Referate, viel Zeit für den Austausch. Seite 23

In memoriam

Die politische Seite des Hans Müller. Zum 20. Todestag. Seite 24

Ökonomie der Nähe

Eine Vision, nicht nur für die Landwirtschaft. Seite 26

Nahrung für alle

Martin Köchli setzt auf Menschen, die mitgestalten. Seite 27

Liebe Leserin, lieber Leser

Wer kennt das nicht? Man geht an eine Tagung mit vielen Referaten und ist dann frustriert, weil die Tagung wohl interessant war, aber die Zeit für die Diskussion danach (fast) fehlte. Viel zu oft sind wir heute lediglich EmpfängerInnen von Informationen – sei es an Veranstaltungen, Delegiertenversammlungen oder als ZeitungsleserInnen. Und wir hätten doch so viel zu sagen und im Dialog zu erkunden!

Mit dem Möschberg-Gespräch 2009 möchten wir zur ursprünglichen Idee – eben des Gesprächs – zurückkehren. Bauern, Bäuerinnen und KonsumentInnen treffen sich mit «ExpertInnen» mit ganz verschiedenem Hintergrund, die sich mit dem Thema Landwirtschaft und Ernährung auseinandersetzen. Der Möschberg bietet während zwei Tagen Raum und Zeit für Begegnungen im Gespräch, sei dies im grossen Kreis, in kleineren Gruppen oder zwischendurch auch mal zu zweit bei einem Spaziergang in herrlicher Emmentaler Landschaft. Der Anlass weicht völlig ab vom üblichen Schema, bei dem ExpertInnen uns Referate halten. In einem offenen Austausch zwischen Theoretikern und Praktikern werden beide Teile gleich viel beitragen und in einem kreativen Prozess neue Wege finden. Wir gehen der Frage nach «Was wollen wir?» und nicht «Wie passen wir uns am besten an?». Schön, wenn Sie auch dabei sind! Programm und Anmeldungsunterlagen siehe Seite 23.

Der Monat November brachte für mich gleich zwei Aufsteller: Zum einen habe ich meine österreichischen Kolleginnen Maria, Gusti, Annemarie, Monika und Elisabeth an der GV der Schweizer Bergheimat wieder mal getroffen. Begegnet bin ich diesen starken Frauen zum ersten Mal 1999 bei der Premiere ihres Kabaretts «Die Miststücke» in Salzburg. Darin nehmen sie die heutige europäische Landwirtschaftspolitik auf die Schippe. Zum 35-Jahr-Jubiläum der Schweizerischen Bergheimat spielten sie nun zum ersten Mal bei uns in der Schweiz. Wie wohltuend und befreiend ist es doch, gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen über unsere Agrarpolitiker, die überbordenden Kontroll- und Hygienevorschriften oder über das oft etwas seltsame Bild der Städter von unserem Landleben zu lachen. Und aus diesem Lachen heraus neue Kraft zu schöpfen, um gegen den Lauf der Zeit zu rebellieren!

Ich beneide die Österreicher schon sehr wegen ihrer starken, politisch engagierten Bäuerinnen. An der Tagung in Salzburg haben wir seinerzeit gemeinsam Protestplakate gestaltet für die bevorstehende Demonstration gegen die WTO-Verhandlungen 1999 in Seattle, an der auch eine Vertretung dieser Frauen teilgenommen hat.

Wären denn nicht gerade wir Biobauern und -bäuerinnen prädestiniert, die heutige Entwicklung zu hinterfragen? Wie kommt es, dass ausgerechnet die ökologischsten Bauernverbände (Bio Suisse und IP-Suisse) dem Agrarfreihandel so wohlwollend gegenüberstehen? Agrarfreihandel bringt doch in erster Linie mehr Transport und grösseren Preisdruck. Ich glaube nicht, dass der Agrarfreihandel mehr Bauern zur Folge haben wird. Im Gegenteil: Der Strukturwandel wird dadurch drastisch forciert!

Die Botschaften sind doch eindeutig: Botschaft Nr. 1 an die Bauern: Mit dem Agrarfreihandel öffnet sich ein neuer, grosser Markt für uns mit rund 500 Millionen kaufkräftigen KonsumentInnen. Botschaft Nr. 2 folgt sogleich: Die Preise müssen drastisch sinken, damit wir auf dem internationalen Markt konkurrenzfähig sind. Wo, liebe Leserin, lieber Leser, ist denn nun die grosse Chance für uns Bauern und Bäuerinnen? Müssen auch wir der ökonomischen Logik folgen, wonach immer grössere Mengen den sinkenden Preis wettmachen? Wo bleibt die Diversität auf unseren Höfen, wenn wir zur Spezialisierung gezwungen werden, um da mithalten zu können?

In der Landwirtschaft lassen sich Zeit und Raum nicht gleichermassen überwinden, wie dies scheinbar in der Industrie möglich ist. Und damit komme ich zum Aufsteller Nummer 2, dem Besuch des Bodenkulturabends «Sagenhafter Boden» im November in Willisau. Diese Produktion des Bioforums Schweiz bringt «Weisheit, Wissen und Wundersames über unseren Erdboden» und lässt uns auf wunderbare Art diese Verwurzelung mit dem Boden spüren, die uns Bauern und Bäuerinnen prägt und unsere Arbeit beseelt und so wertvoll macht (siehe dazu S. 24).

Gemeinsam in einem kreativen Prozess neue Wege beschreiten, gemeinsam lachen und gemeinsam Zeit nehmen für kulturelle und besinnliche Momente trotz – oder eben gerade wegen der grossen Herausforderungen, die auf uns zukommen – mit diesem Vorsatz gehe ich zuversichtlich ins 2009!

Wendy Peter
Geschäftsführerin

Hundert Prozent: Übereilig oder überfällig?

Ab April 2009 dürfen Biokühe nur noch Biofutter (davon max. 10 Prozent in Form von Kraftfutter) fressen. Diese Regelung hat die Bio Suisse von der EU übernommen, um nicht Exportchancen in den EU-Raum zu vergeben. Die neue Vorschrift war umstritten, weil einzelne Kraftfutterkomponenten in Bioqualität nicht, sehr teuer oder nur aus dem Ausland zu beschaffen sind. Kultur und Politik hat dazu einige Meinungen eingeholt.

Der Bergbauer

Emil von Allmen: «Ich habe nicht besonders viel Verständnis für das Gejammer um die Biofütterung. Für mich ist das nur konsequent. Ich bin einverstanden mit der neuen Regelung. Für meinen Betrieb und andere Bergbetriebe, die sich an den Grundgedanken der Biozucht und -Fütterung halten, stellt der Beschluss kein Problem dar. Für Bergbetriebe, die mit der konventionellen Hochleistungszucht wetteifern, kann das schwierig werden, da unser «Bergfutter» nicht für Hochleistungskühe reicht. Dann wird der Zukauf von Biofutter sehr teuer. Diese Betriebe müssen die Zucht herunterfahren, sodass die Tiere weitgehend mit dem eigenen Futter auskommen. Das ist halt etwas bescheidener, aber auch viel günstiger. Als Biobetrieb sollten wir uns primär auf eigenes Futter beschränken (Kreislauf). Wenn Zukäufe, dann von Berufskollegen aus der Schweiz und höchstens etwas aus umliegenden Ländern. Für mich kommen Futterzukäufe aus Entwicklungsländern nicht in Frage.»

Was empfiehlt Emil von Allmen seinen Kollegen, die weder Mais noch Eiweisskomponenten selber anbauen können? «Wenn wir wirklich biologisch (ökologisch) produzieren wollen, dann müssen und können wir uns weitgehend auf das eigene Futter, welches aus Gras und Heu besteht, beschränken. Da wäre noch ein rechtes Potenzial an Verbesserungsmöglichkeiten im Pflanzenbau vorhanden (wertvollere Futterpflanzen fördern…). Es erfordert aber auch eine echte Anpassung der Zucht und eine Abkehr vom Maximaldenken. Unter dem Strich schaut dabei mindestens soviel heraus, da dann die Fütterung auch sehr viel günstiger ist. Dann liegen sogar noch etwas Zukäufe von Biofutter drin, um irgendwelche Defizite zu decken. Wer sehr innovativ ist, kann aber auch im Berggebiet kleinere Mengen von Ersatzfutter pflanzen, wenn er das will.»

Der Hühnerhalter

Franz Sidler: «Mit der neuen Regelung bin ich grundsätzlich einverstanden. Für die Raufutterverzehrer finde ich das o.k. Für die Fütterung der Legehennen finde ich eine solche Vorschrift allerdings bedenklich, weil mit den heutigen Highend-Leistungsrassen keine Kompromisse beim Leistungsfutter eingegangen werden können, wenn wir Probleme mit der Tiergesundheit vermeiden wollen. In meiner Region ist meines Wissens weder eine geeignete Eiweissproduktion vorhanden, noch möglich. Ich müsste mir überlegen, die Eierproduktion einzustellen oder mit anderen Rassen eine deutliche Steigerung des Futterverbrauchs pro Ei und damit der Produktionskosten in Kauf zu nehmen. Ob diese auf den Verkaufspreis geschlagen werden könnten, ist fraglich.

Ich habe auch grösste ethische Bedenken, wenn das Futter aus Entwicklungsländern kommt und die Preise von Grosskonzernen diktiert werden.

Noch eines möchte ich zu bedenken geben: Ich sehe mehr und mehr, was uns verloren geht, wenn wir an sich hochwertige «Abfälle» wie Fleischmehl vernichten. Es sollte doch möglich sein, dieses tiergerecht aufzubereiten und wieder zu verwerten.»

Die Futtermüller

UFA AG: «Aus der Sicht des Biolandbaus gilt es jetzt erst recht, die Art und Weise der Produktion zu überprüfen. Sehr hohe Milchleistungen sind mit Bio nicht mehr möglich. Aber es gilt auch zu fragen: Benötige ich überhaupt Kraftfutter und wenn ja wie viel? Auch mit einer tieferen Milchleistung pro Kuh kann finanziell gut gewirtschaftet werden. Wir sind auch nicht zwingend auf die Zufuhr von Komponenten aus Südamerika oder China angewiesen, wenn die Betriebe ihr Management anpassen.

Komplexer wird die Thematik, wenn auch Hühner und Schweine mit 100 Prozent Biokomponenten gefüttert werden müssen. Hier leiden Leistung und Ertrag mehr als bei den Kühen. Da müssten wir wohl auf Komponenten aus dem Ausland zurückgreifen.»

Albert Lehmann: «Unsere Mühle hat sich stark gegen die Vorschrift gewehrt und konnte mit der Petition die Durchsetzung hinausschieben. Bio-Rohwaren bleiben sehr knapp und teuer. Die EU hat schon zwei Monate nach der Einführung der 100-prozentigen Biofütterung eine Ausnahmeregelung eingeführt. In der Schweiz sind nicht wenige Biobauern aus diesem Grunde aus der Bioproduktion ausgestiegen.

Wir sehen grosse Probleme in der Tierernährung, wenn die 100-prozentige Biofütterung kommen soll. Schon heute sind gewisse Vorschriften derart einschneidend, dass es an der Grenze des Verantwortbaren liegt. Unser Vorschlag wäre, dass Biofutter als Definition noch 10 Prozent konventionelle Komponenten enthalten darf. Die Glaubwürdigkeit leidet mehr, wenn die Biotiere nur noch mit Zusätzen und Tierarztrezepten gefüttert werden können.»

Als Ersatz für die auf dem Biomarkt fehlenden Maispflanzenwürfel bietet Lehmann Maispflanzenersatzwürfel an, die allerdings nicht als Raufutter, sondern als Kraftfutter angerechnet werden müssen.

100 Prozent Biofutter: Bei Rindvieh leichter erfüllbar…

…als bei Hühnern und Schweinen.

Der Bioberater

Erich von Ah: «Die neuen Regelungen haben bei weitem nicht nur negative Auswirkungen: Der Bioackerbau wird gestärkt. Es ist auf einmal möglich, Biomais zu verkaufen… Die Bio Suisse wird ihrem Leitsatz «Ist die Knospe drauf, ist Bio drin» gerecht. Es vereinfacht die Kommunikation mit Konsumenten. Mit diesen Regelungen bekommen die Leistung aus dem Grundfutter und das richtige Management des Bauern noch mehr Gewicht. Eine auf die Grundfutterbasis angepasste Raufutterkuh sollte auf jedem Biobetrieb angestrebt werden.»

Der Tierzuchtprofessor

Alfred Haiger: «Kuh und Gras gehören zusammen (vergl. auch S. 5 und Kultur und Politik 3/2008, Seite 27). Hochleistungskühe sind keine Hungerkünstler, sondern Fresskünstler, wenn sie genügend Futter bekommen. Ich empfehle deshalb Ganztagesweide und im Winterhalbjahr Fütterung auch über die Mittagszeit.

Nicht jedes Kilo Kraftfutter gibt 2 kg Milch. Es ist deshalb nicht wirtschaftlich, Raufutter mit Kraftfutter aus der Ration zu verdrängen. Fast alle Fütterungsexperten und Praktiker vertreten den Standpunkt, dass hochveranlagte Milchkühe nur dann gesund und fruchtbar bleiben, wenn sie voll ausgefüttert werden, was neben dem Grundfutter entsprechend hohe Kraftfuttergaben erfordert. Langfristig wäre es aber ein ökologischer Unsinn, Wiederkäuer zu züchten, die ohne Kraftfutter nicht existieren könnten und in Energiemangelzeiten (= Kraftfuttermangelzeiten) notgedrungen zu Nahrungsmittelkonkurrenten des Menschen würden. In zwei zehn Jahre dauernden Versuchen sind wir der Frage nachgegangen, was Hochleistungskühe leisten und wie sich eine Fütterung ohne Kraftfutter auf die Fruchtbarkeit und Nutzungsdauer auswirken würde. Hinsichtlich der Gesundheit, Fruchtbarkeit und Nutzungsdauer bestanden zwischen den Kuhgruppen mit und ohne Kraftfutter keine wesentlichen Unterschiede, wenn das Grundfutter in ausreichender Menge (= lange Fresszeiten) verabreicht wird.

Die Auswahl der Zuchtstiere sollte in der Biozucht nicht einseitig nach dem Milchzuchtwert erfolgen. An erster Stelle stehen die Abstammung aus Familien mit hohen Lebensleistungen und der Zuchtwert für Fitness (Nutzungsdauer, Persistenz, Zellzahl) und nicht, wie in der konventionellen Zucht vielfach üblich, die «Kraftfutterverträglichkeit».

Es versteht sich von selbst, dass die etwas niedrigeren Leistungen vom Konsumenten durch einen höheren Milchpreis abgegolten werden müssen. Die Vorteile für Produzenten und Konsumenten liegen auf der Hand: höhere Milchqualität, gesündere Kühe, gepflegte Erholungslandschaft, besserer Erosionsschutz usw.

Fazit

Trotz Bedenken überwiegt die Meinung, dass 100 Prozent Biofutter für Rindvieh und die Begrenzung des Kraftfutteranteils auf 10 Prozent der Ration richtig sind. Die Glaubwürdigkeit gegenüber den Konsumenten steigt, und die Vorschrift zwingt die Rindviehhalter zur Rückbesinnung auf die eigentlichen Anliegen des Biolandbaus: bio-logisches = lebens-gerechtes Wirtschaften nicht nur auf Acker und Wiese, sondern auch in der Tierhaltung. Was nützen dem Tierhalter Turbokühe, die nachweislich eine kürzere durchschnittliche Lebensdauer haben, weniger wertvolle Milch liefern und zudem in Nahrungskonkurrenz zum Menschen stehen? Langfristig geht diese Rechnung nicht auf.

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, alle Argumente ausführlich darzustellen. Die entsprechenden wissenschaftlichen Berichte liegen der Redaktion vor und können auf Wunsch angefordert werden. Die Problematik in der Geflügel- und Schweinehaltung liegt etwas anders. Darüber wird noch eine eingehende Diskussion zu führen sein.

Werner Scheidegger

Eine langlebige Kuh bringt viel Milch

Auf dem Biohof ist eine Kuh dann wirtschaftlich, wenn sie aus dem Grundfutter eine gute Leistung erzielt und langlebig ist. Wie die Ausführungen des Zuchtspezialisten Alfred Haiger zeigen, ist das nur mit kompromissloser Züchtungsarbeit erreichbar.

Haustiere stammen von Wildtieren ab, die in einem Jahrmillionen dauernden strengen Ausleseprozess, der Evolution, entstanden sind. Jeder Organismus zeichnet sich daher durch zahlreiche, wohl aufeinander abgestimmte Stoffwechselprozesse aus, die durch körpereigene Wirkstoffe (Enzyme und Hormone) und umweltbedingte Faktoren in Form von Regelkreisen gesteuert werden. Die äusserlich sichtbaren Eigenschaften (Körpermerkmale, Leistungen und Verhaltensweisen) eines Tieres können daher als Spiegelbild seiner Erbanlagen unter den gegebenen Umweltverhältnissen aufgefasst werden. Die verschiedensten Stoffwechselprozesse laufen in einem gesunden Organismus aber nicht wahllos nebeneinander ab, sondern nach einer ebenfalls genetisch bedingten zeitlichen und räumlichen Über- bzw. Unterordnung, einer sogenannten Hierarchie. Man kann daher kein lebenswichtiges, hierarchisch hochstehendes Merkmal ändern, ohne nicht gleichzeitig auch andere zu beeinflussen.

Logische Folgerungen

Aus den oben erwähnten Zusammenhängen ergeben sich folgende Zuchtgrundsätze:

> Neben einer hohen Grundfutterleistung ist für die Wirtschaftlichkeit der Milchkuhhaltung die Nutzungsdauer von grosser Bedeutung. In einer ausführlichen ökonomischen Bewertung der Nutzungsdauer (erarbeitet von der Bundesanstalt für alpenländische Landwirtschaft in Gumpenstein) wird für biologisch wirtschaftende Betriebe der Schluss gezogen, dass mindestens sechs Laktationen (besser neun) erreicht werden müssen, um eine entsprechende Rentabilität zu erreichen.

> Die Lebensleistung ist ein «natürlicher» Selektionsindex. Soll sich trotz steigender Milchleistung die Fitness (Fruchtbarkeit und Lebenskraft) nicht verschlechtern, so dürfen im Zuchtziel nur solche Merkmale berücksichtigt werden, deren Stoffwechselprozesse sich gegenseitig zumindest nicht hemmen, sondern womöglich fördern. Die schwierige Aufgabe der langfristig richtigen Gewichtung vieler Einzelmerkmale für den Selektionsentscheid wird «naturgemäss» am besten gelöst, wenn nach einem «Wert» ausgewählt wird, der alle lebensfördernden Merkmale so zusammenfasst, dass die Nachkommen überdurchschnittlich langlebig und leistungsstark sind, und das ist die Lebensleistung.

> Zytoplasmatische Vererbung: Nach heutigem Wissensstand gibt es ausser auf den Chromosomen des Zellkerns auch in den sogenannten Mitochondrien des Zellplasmas (=Zytoplasma) Erbanlagen (Gene). Da in den Mitochondrien der Energiestoffwechsel stattfindet, sind diese Erbanlagen von erstrangiger Bedeutung. Das Besondere an der Weitergabe dieser Gene liegt darin, dass die sehr kleinen Samenzellen kein Zellplasma und damit auch keine Mitochondrien enthalten. Nachdem also diese «Art von Genen» nur über die Eizellen weitergegeben werden, haben alle Individuen einer Kuhfamilie dieselben mitochondrialen Erbanlagen.

Tierzucht-Spezialist Alfred Haiger.

Kuhfamilie entscheidend

Für die Arbeitsgemeinschaft österreichischer Lebensleistungszüchter (AöLZ) ist daher das erste und wichtigste Auswahlkriterium für einen Zuchtstier die Kuhfamilie, in der hohe Lebensleistungen gehäuft vorkommen! Hat er dann später eine Zuchtwertschätzung aufgrund von Töchterleistungen, wird zuerst nach der Fitness (Nutzungsdauer, Persistenz, Zellzahl) gereiht und innerhalb solcher Stiere nach der Fett- und Eiweissmenge. Dem Fleischwert wird in der Milchrinderzucht keine grosse Bedeutung beigemessen. Es sollte allerdings auch nicht gegen «Fleisch» selektiert werden, wie dies in Nordamerika und inzwischen auch in allen «Hochzuchtländern» bei den milchbetonten Nutzungsrichtungen üblich ist.

Fehlentwicklung bei extensiven Rassen vermeiden

Die meisten Hochlandrinder (Highland-Cattle) und Galloway werden zwar von Hobbyzüchtern (Liebhaberzucht) gehalten, die weniger an der Produktivitätssteigerung interessiert sind als an der Erhaltung der rassentypischen Exterieurmerkmale (Farbe, Fellbeschaffenheit, Kopf- und Hornform) sowie bestimmter Eigenschaften wie die besondere Rohfaserverwertung, Gutmütigkeit, Vitalität und Robustheit. Das dichte, kurzwollige Unterhaar und die jahrhundertelange Anpassung (Adaption) an das raue schottische Klima befähigt diese Tiere, extensive Weideflächen bei ganzjähriger Freilandhaltung zu nutzen, wenn ein Flugdach und ein trockener, eingestreuter Liegeplatz auch im Winter vorhanden ist. Es ist daher auf keinen Fall sinnvoll, auf höchste Fleischleistung (= Tageszunahmen und Körpergrösse) zu züchten, wenn sich diese Rassen ihre speziellen Eigenschaften bewahren wollen.

Geeignete Kühe leichter erkennen

Auf dem Biohof lebt nicht immer der optimale Typus Kuh. Um das zu ändern, haben Forscher und Beraterinnen ihre Anstrengungen verstärkt. Heute gibt es einige Unterstützung, um die standortgerechte Kuh zu finden.

Wie bei jeder Nutztierhaltung ist die Zuchtleistung auch für extensive Rassen ein wichtiges Selektionskriterium. Jedes Jahr ein vitales Kalb und eine Mutter, die sich darum kümmert. Darüber müssen unbedingt Aufzeichnungen geführt werden, und Wiegungen beim Absetzen sollten auch bei Extensivrassen eine Selbstverständlichkeit sein. Nur so kann man über die Milchleistung der Mutterkühe und die Wachstumsveranlagung der Nachzucht einen Überblick bekommen, damit nicht von unterdurchschnittlichen Kühen die Nachzucht behalten wird.

Achtung vor Schönheitsideal

Es ist leicht einzusehen, dass der Selektionserfolg in einem bestimmten Merkmal umso geringer sein wird, je mehr Merkmale gleichzeitig berücksichtigt werden. Deshalb muss bei der Formulierung des Zuchtziels kritisch geprüft werden, ob ausser den wirtschaftlich wichtigen Merkmalen (Fruchtbarkeit, Vitalität und gute Fleischleistung ohne Kraftfutter) auch Farb- oder Formmerkmale berücksichtigt werden, die nur einem subjektiven «Schönheitsideal» entsprechen (Showbreeding). Ausstellungen und Schauen haben eine lange Tradition. Da sie aber Geld und Zeit kosten und die Zuchtrichtung ganz wesentlich beeinflussen, sollen auch sie auf ihren sachlichen Wert überprüft werden.

Weitere Information:
Auskunft über die Arbeitsgemeinschaft österreichischer Lebensleistungszüchter (AöLZ), Alfred Haiger, Eichfeldergasse 17/2/6, A-1210 Wien, alfred.haiger@aon.at
Schrift von Alfred Haiger: Naturgemässe Tierzucht bei Rindern und Schweinen, Österreichischer Agrarverlag, Wien 2005. ISBN 3-7040-2073-7.

Nicht nur Alfred Haiger nennt die hohe Lebensleistung als oberstes Zuchtziel. Das tun auch die Bio-Suisse-Richtlinien. Bis vor wenigen Jahren wäre das ein frommer Wunsch gewesen. Denn im Züchtungswesen stand der hohe Milchertrag, gemessen an einer hohen Einstiegsleistung der Kühe, an erster Stelle der Bewertung. Daraus resultierten die bekannten Folgen: höherer Bedarf an Kraftfutter, Fruchtbarkeitsstörungen, Abwehrschwäche und kurze Nutzungsdauer. Zwar gingen einzelne Züchter andere Wege und setzten auf robuste Tiere, die auch mit Gras und Heu viel Milch liefern, und das über viele Jahre. Doch in Leistungsschauen und Stierenkatalogen kamen solche Werte nicht zum Tragen.

Fitness mehr beachtet

Zu Beginn des neuen Jahrtausends setzte eine leichte Trendwende ein. Denn etliche Fachleute sahen ein, dass eine längere Nutzungsdauer wirtschaftlicher ist und auch in der Zucht mehr Beachtung verdient. Vor allem aus der Biobranche kam Druck, die Zucht geeigneter Tiere für eine weniger intensive Produktion zu fördern. Jetzt erst gewannen Fitness- und Gesundheitswerte wie lange Nutzungsdauer, gute Fruchtbarkeit und niedrige Zellzahl als Zuchtwerte mehr Beachtung. Inzwischen kennt man auch funktionelle Exterieurmerkmale, die es erlauben, die Nutzungsdauer früher einzuschätzen. Tiere, die nicht mit Spitzenmilcherträgen, aber mit beständiger Leistung brillieren, sind im Übrigen nicht nur für Biobetriebe eine vielversprechende Option, sondern generell für Bauern, die eine «Low-Input-Strategie» verfolgen.

Deklaration verbessert

Die Deklaration von Fitnesskriterien macht die Wahl von geeigneten Stieren oder Kühen heute einfacher: Bei den Stierbewertungen des Braunviehzuchtverbands ist ein Ökozuchtwert deklariert, der auf Initiative des FiBL entwickelt worden ist. Er gewichtet die Konstitutionsmerkmale stärker als die Leistungsmerkmale. Beim Fleckvieh lassen sich die unterschiedlichen Leistungstypen grob an der Sektionseinteilung erkennen. So stehen Simmentaler und Montbéliarde eher für robuste Typen, (Red) Holstein für anspruchsvolle Tiere, die günstige Produktionsbedingungen erfordern. Swissgenetics weist mit dem Bio-Kleeblatt darauf hin, wenn ein Stier robuste Nachkommen verspricht. Besonders informativ, nicht nur für Züchter, ist die 2006 aufgeschaltete Website für die Biorindviehzucht www.biorindviehzucht.ch. Auf diesen Seiten werden sowohl Zuchtstrategien diskutiert als auch Zuchtstiere vorgestellt, die sich für die Biozucht in den verschiedenen Produktionsregionen der Schweiz eignen. Neben den Angaben zu KB-Stieren mit guten Gesundheitseigenschaften findet man dort auch den Zugang zu Biobetrieben, die Natursprungstiere verkaufen oder zu verstellen haben.

Zum Betrieb passend

Im Spektrum der Tiere mit vielversprechenden Vererbungseigenschaften muss der Bauer aber auch jenen Tiertypus finden, der auf seinen Betrieb passt, also dem Standort entspricht. Auf www.biorindviehzucht.ch heisst es dazu: «Für Biobetriebe ist es besonders wichtig, dass die durch die Züchtung veranlagte Milchleistung ihrer Kühe und das Milchproduktionspotenzial des betriebseigenen Futters auf dem gleichen Niveau liegen, denn es sollen möglichst wenige Futtermittel zugekauft und möglichst wenig Kraftfutter zugefüttert werden. Auch die Grösse der Tiere muss zum Standort passen.» Es fragt sich also: Welche Futtermenge und -qualität kann der Hof dem Vieh bieten? Sollen allenfalls kleine Rassen zum Einsatz kommen, weil die Weiden an steilen Hängen liegen und der Futterzuwachs gering ist? Das FiBL bietet einen «Einschätzungsbogen für standortgerechte Rindviehzucht» an, dank dem Bauern abschätzen

Rätisches Grauvieh: gut geeignet für Betriebe in steilen Lagen.

können, welche Tiere ihrem Betrieb gut angepasst sind. Dieser ist auch als Download auf www.biorindviehzucht.ch zu finden.

Projekt: Tierbestand überprüfen

Am 4. Bio-Braunviehseminar, das im November am Plantahof stattfand, war die Beziehung zwischen Kuhtypus und Futtergrundlage ebenfalls ein Thema. Anet Spengler vom FiBL und Riet Pedotti vom Plantahof stellten die ersten Zwischenergebnisse zum Projekt Biozucht Graubünden vor. Ziele des Projekts sind:

> Die Milchviehzucht auf dem Biobetrieb und die standortgerechte Zucht mit den Bauern und Bäuerinnen zu diskutieren und, wo nötig, Verbesserungen vorzuschlagen.

> Die Hypothese zu prüfen, ob die Tiergesundheit damit zusammenhängt, wie gut die Tiere dem Standort entsprechen.

> Abklären, ob allgemein weiterer Handlungsbedarf besteht.

Für die Gespräche und Analysen auf dem Hof wurde ein Einschätzungsbogen erstellt. Damit soll sich einerseits abschätzen lassen, was für Futter produziert werden kann, andererseits, wie anspruchsvoll die Kühe sind. Das ermöglicht den Vergleich, ob die Ansprüche der Kühe zu den Möglichkeiten des Betriebs passen.

Die Auswertung unterscheidet, ob ein Betrieb «tiergerecht» ist (ausreichend Futter, aber nur durch Zukauf) oder ob die Kühe wirklich den Standortvoraussetzungen angepasst sind. Letzteres wird durch einen Abzug für den Futterzukauf ermittelt. Bauern, die beim Projekt mitmachen, erhalten gratis einen Analysebericht und ein Gesprächsprotokoll.

Anpassung nötig

Inzwischen wurden 33 der 92 Bündner Betriebe, die sich für die Erhebung meldeten, besucht und diese Resultate ausgewertet. Bei den folgenden Daten ist also zu bedenken, dass es sich erst um ein Zwischenresultat handelt. Danach entsprachen nur auf einem Viertel der Betriebe die Ansprüche der Kühe sehr gut dem Betriebstyp, bei einem weiteren Viertel nicht ganz. Bei fast der Hälfte der Betriebe aber überstiegen die Ansprüche der Tiere die Möglichkeiten des Betriebs mittel bis stark. Nicht alle Betriebe vermochten das Defizit durch Futtermittelzukauf auszugleichen. So lagen bei der Definition «tiergerecht» sieben Betriebe mittel bis stark im Minus, zwölf Betriebe leicht. Auf grösseren Betrieben war die Übereinstimmung tendenziell besser, auf Betrieben mit höheren Milchleistungen schlechter. Als tiergerecht eingestufte Betriebe hatten eher weniger Probleme mit der Tiergesundheit. Als häufigsten Grund für das Ausscheiden einer Kuh nannten die Betriebsleiter mangelnde Fruchtbarkeit.

Beatrix Mühlethaler

Weitere Informationen:
Tätigkeitsberichte FiBL 2002, 2006, www.bioaktuell.ch (aktuell/ Nachrichtenarchiv 2007), www.biorindviehzucht.ch

Alle fühlen sich bestätigt, aber…

Der Weltlandwirtschaftsbericht fordert ein Umdenken in der Landwirtschaft. Hilfswerke und Umweltorganisationen sehen sich in ihren Bestrebungen bestärkt, das Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) auch. Aber nicht alle ziehen die gleichen Schlüsse. Ein paar kritische Anmerkungen.

Im Weltlandwirtschaftsbericht fordern 400 Wissenschafter/innen aus 58 Ländern eine radikale Umstellung der weltweiten Agrarproduktion (Kultur und Politik 2/2008). Im Oktober wurde der im Frühling veröffentlichte Bericht an einer Tagung in Bern näher präsentiert. Beim Lesen der Einladung zu dieser Präsentation dachte ich spontan: Die empfehlen genau das Gegenteil dessen, was die schweizerische Agrarpolitik anstrebt. Vielmehr müssen die kleinbäuerliche Produktion und agrar-ökologische Anbaumethoden ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, stand da zu lesen. Derweil plant die Schweiz, dem Strukturwandel ein mildes Wort für Bauernhofsterben nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern diesen mit gezielten Ausstiegshilfen noch zu beschleunigen.

Zur Tagung eingeladen hatten Swissaid, Brot für alle, Greenpeace und der Schweizerische Bauernverband. Mit Hans Rudolf Herren, Co-Präsident des Weltlandwirtschaftsrates, und Hans Hurni, Mit-Autor des Berichts, war die Schweiz prominent an dessen Entstehung beteiligt. Die beiden haben denn auch Entstehungsgeschichte und Stossrichtung des Berichts vorgestellt. Vertreter verschiedener Bundesämter legten am anschliessenden Podium ihre Sicht dazu dar.

Unterschiedliche Sicht

Erstaunt hat aus bäuerlicher Sicht am folgenden Podiumsgespräch vor allem der Kommentar von Manfred Bötsch, Direktor des Bundesamtes für Landwirtschaft BLW. Aus seiner Sicht liegt die schweizerische Agrarpolitik ganz genau auf der Linie des Weltlandwirtschaftsberichtes. Auch die kritische Frage von Herbert Karch, dem Geschäftsführer der Kleinbauernvereinigung, vermochte ihn nicht aus dem Konzept zu bringen. Karchs Einwurf: Bei uns will die Politik die Hälfte der Betriebe wegrationalisieren, und mit dem angestrebten Freihandelsabkommen werden auch die bäuerlichen Einkommen massiv sinken. Das ist doch weder ökologisch noch nachhaltig.

Bötsch machte geltend, dass das Schweizer Modell weltweit Schule macht: Die schweizerische Idee der Multifunktionalität der Landwirtschaft werde in immer mehr Ländern übernommen, 98 Prozent der Schweizer Bauern erbrächten den ökologischen Leistungsnachweis ÖLN, und im Blick auf die Ernährungssouveränität noch nie in der Geschichte seien so viele Nahrungskalorien produziert worden wie in den letzten drei Jahren.

Dazu gedacht:

> Natürlich ist die Leistung der Bauernfamilien multifunktional: Sie erzeugen Lebensmittel und gestalten als Nebeneffekt die Landschaft, die der ganzen Bevölkerung als Lebens- und Erholungsraum dient. Das ist seit Jahrhunderten so. Erst seit der Markt nicht mehr bereit ist, kostendeckende Preise zu bezahlen, muss diese Leistung mit produktionsneutralen Direktzahlungen abgegolten werden und müssen wir dem Volk erklären, dass Direktzahlungen nicht Subventionen, sondern eben Abgeltungen einer Leistung sind. Und spätestens seit Galmiz wissen wir, dass der Schutz des landwirtschaftlichen Bodens und damit der Landschaft nur auf dem Papier gewährleistet sind.

> Es ist sicher positiv, dass die meisten Bauern den ÖLN-Standard einhalten. Als alter Biobauer habe ich da allerdings meine Vorbehalte. Wie ökologisch sind zum Beispiel die grossflächige Anwendung von Roundup und Gentechnologie weltweit und die Wiederzulassung des Halmverkürzers CCC bei uns? Wer die einschlägige Literatur zu diesen Wirkstoffen liest, den kann das bare Grausen ankommen.[1]

> Es trifft sicher zu, dass die Erzeugung von Nahrungskalorien in der Schweiz noch nie so hoch war wie in den letzten paar Jahren. Aber mit welchem Input ist das geschehen? Mit wie viel Fremdenergie kommt diese Produktion zustande? Schon 1985 hat uns Rudolf H. Strahm in seinem Buch «Warum sie so arm sind»[2] vorgerechnet, dass die Grosstechnologie das zigfache an Energie im Vergleich zur traditionellen Anbauweise verschlingt und dass Kleinbetriebe pro Hektar mehr Kalorien erzeugen als Grossbetriebe. Dazu kommt, dass wir indirekt eine grosse Ackerfläche im Ausland bewirtschaften, deren Erträge wir in Form von Futtermitteln importieren. Ob wir netto tatsächlich viel mehr produzieren als früher, bedürfte mindestens einer vertieften Analyse.

Prognosen sind trügerisch

Niemand kann künftige Entwicklungen zuverlässig voraussagen. In den 1960er Jahren war Francesco Kneschaurek an der Hochschule St. Gallen einer der profiliertesten Prognostiker. Seine Wachstumsprognosen haben sich nicht erfüllt. Gottlob, muss man heute sagen. Die aktuelle Finanzkrise haben noch vor gut einem Jahr nur die allergrössten Pessimisten vorausgeahnt. Sie wurden nicht ernst genommen. Leider.

Als solche Schwarzseher sind auch die Pioniere des Biolandbaus angesehen worden und wir, die ihnen gefolgt sind, mit ihnen. Als der Biolandbau 1974 mit der Gründung des FiBL und 1981 mit der Gründung der VSBLO/Bio Suisse stärker in die öffentliche Wahrnehmung geriet, liefen prominente bäuerliche Politiker mit Rückendeckung durch den Bundesrat und die Forschungsanstalten Sturm gegen die neue Art, den Boden zu bebauen, und malten gigantische Hungersnöte an die Wand.[3]

Folgen nicht bedacht

Heute wissen wir, dass die grössten ökologischen Probleme weltweit durch die chemisch-

[1] *Engdahl, F. William, Saat der Zerstörung, Kopp-Verlag, 2007*
[2] *Strahm, Rudolf H., Warum sie so arm sind, Hammer-Verlag, 1985*
[3] *Moser, Peter, Der Stand der Bauern, Huber-Verlag, 1994*

technisch geprägte Landwirtschaft erst entstanden sind. Der Weltlandwirtschaftsbericht bestätigt dies, wenn auch mit vorsichtigen Formulierungen, indirekt aber auch mit der Tatsache, dass die anfangs mitbeteiligten Grossfirmen Monsanto und Syngenta unter fadenscheinigem Vorwand aus dem Projekt ausgestiegen sind. In der deutschsprachigen Zusammenfassung des mehrtausendseitigen Berichts wird denn auch eingeräumt, dass wir uns mit einigen unbeabsichtigten gesellschaftlichen und ökologischen Folgen dieser Errungenschaften bisher wenig beschäftigt haben. Der vorliegende Bericht sei einzigartig, weil er sowohl die formale Wissenschaft und Technologie als auch überliefertes und traditionelles Wissen einbezieht und sich nicht nur mit Produktivität und Erzeugung…beschäftigt…Lange Jahre hat sich die Agrarwissenschaft auf die Bereitstellung von Teiltechnologien konzentriert.

Herausforderungen neu angehen

Als grösste Herausforderungen werden unter anderem genannt:
> soziales Wohlergehen und persönliche Existenzgrundlagen verbessern
> die Vielfältigkeit in Landwirtschaft und Ernährungssystemen aufrecht erhalten
> die Versorgung mit Trinkwasser sicherstellen, die biologische Vielfalt bewahren, die natürlichen Lebensgrundlagen erhalten und schädliche Auswirkungen minimieren
> Umwelt- und kulturelle Leistungen aufrecht erhalten und steigern

Damit solche Ziele erreicht werden können, sei ein Richtungswechsel notwendig. Damit würde gleichzeitig die Multifunktionalität der Landwirtschaft anerkannt, und alle Massnahmen müssten auf diejenigen ausgerichtet werden, denen bisherige Konzepte am wenigsten genützt haben, also auf Landwirte mit nur geringen Ressourcen sowie Frauen und ethnische Minderheiten.

Der rote Faden

Es versteht sich von selbst, dass die konkret zu treffenden Massnahmen in der Dritten Welt anders aussehen müssen als in den Industrieländern. Aber wie ein roter Faden zieht sich durch den ganzen Bericht die Forderung, die kleinbäuerliche Landwirtschaft und ökologisch nachhaltige Anbauformen zu fördern. Je nachdem, was wir als Vergleichsgrösse heranziehen, haben wir bei uns eine kleinbäuerliche oder eine grossbäuerliche Struktur. In Japan sind 10 ha ein Grossbetrieb, in Amerika fängt «gross» wohl erst bei einigen hundert Hektaren an. Und ein ÖLN-Betrieb in der Schweiz ist sicher einiges ökologischer als eine Grossplantage in Afrika. Das erschwert die sachliche Diskussion und den Vergleich über die Grenzen hinaus.

Trotzdem: Wir brauchen für unsere schweizerischen Verhältnisse schweizerische Lösungen, wenn unsere Landwirtschaft ihren Verfassungsauftrag langfristig erfüllen soll.

Ich bezweifle, dass dies mit der heutigen Strategie möglich ist. Die anvisierte Halbierung der Bauernhöfe und damit Freistellung von zigtausend Arbeitskräften passt schlecht in eine Zeit, wo alle Fachleute eine Rezession und höhere Arbeitslosenzahlen voraussagen. Natürlich trifft es zu, wie Manfred Bötsch in seinem Referat betonte, dass auch die Biobauern von der technischen Entwicklung profitieren und sie nutzen und somit weniger menschliche oder tierische Arbeitskraft einsetzen als früher. Schon jetzt werden etliche Betriebe durch Lohnunternehmer genauso industriell bewirtschaftet wie Grossbetriebe. Aber je mehr wir einseitig auf diese Karte setzen, desto abhängiger werden wir. Arbeitsaufwändigere und nicht mechanisierbare Betriebszweige drohen zu verschwinden, natürliche Ressourcen werden immer weniger genutzt. Der geplante sogenannte Freihandel droht manchen noch den Rest zu geben. (Zu diskutieren wäre in diesem Zusammenhang auch, ob die Schweizer Bauern wirklich zu viel wollen für ihre Produkte, oder ob die Bauern in der EU und anderswo zu wenig dafür bekommen…)

Abhängigkeit reduzieren

Wann auf die Finanzkrise die Energiekrise folgt, ist heute noch nicht abzusehen. Darin, dass sie kommt, sind sich schon viele einig. Dann könnte es für unsere Ernährungssouveränität eng werden. Je mehr diese auf der Zufuhr von Fremdenergie (Treibstoff, Futtermittel) beruht, desto anfälliger wird sie, und desto erpressbarer wird unser Land, wenn diese Energie knapper wird. Das ist absehbar. Nicht umsonst sagte Hans Christoph Binswanger schon vor vielen Jahren: Die schweizerische Landwirtschaft muss nicht aufrecht erhalten werden, weil sie am Wachstumsprozess nicht voll teilhaben kann, sondern weil sie sich ihm in einem prinzipiellen Sinne entzieht und die Gesellschaft sich durch Aufrechterhaltung der Landwirtschaft vor den Gefahren, die in der Überanstrengung des Wachstumsprozesses liegen, schützen muss… Um genügend Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu halten, müssen auch die Klein- und Mittelbetriebe überleben können. Nur so kann das Know-how zur Bodenbewirtschaftung bewahrt werden.[4]

Genau diese Stossrichtung bestätigt der Weltlandwirtschaftsbericht und fordert nichts weniger als eine Wende in der heute gängigen Betrachtungsweise. Und diese andere Betrachtungsweise gilt nicht nur für Afrika oder Südamerika, sondern auch für Europa und insbesondere für die in vielen Belangen von anderen Staaten abhängige Schweiz.

Werner Scheidegger

Verständnisproblem

In einem persönlichen Brief teilt mir Manfred Bötsch zur Definition des Kleinbetriebes folgendes mit: «Die Frage bzgl. den Kleinbetrieben (englisch small farmholdings) ist ein Verständnisproblem, das vor dem Hintergrund der bisherigen Politik auf internationaler Ebene zu verstehen ist. International wurde bisher ja einer industrialisierten Landwirtschaft (Grossgrundbesitzer mit Landarbeitern) das Wort geredet, im Gegensatz zum Modell des Familienbetriebes, wie wir ihn kennen. Der ‹Familienbetrieb› wird englisch aber als ‹Kleinbetrieb› (small farmholdings) übersetzt, weil Familienbetriebe nach amerikanischem Verständnis auch Grossgrundbesitzer sein können, obwohl die Familie nicht auf dem Betrieb arbeitet. Also, was gemäss wörtlicher Übersetzung ‹Kleinbetrieb› heisst, ist sinngemäss der ‹Familienbetrieb›, und damit können wir aus dem Bericht nicht gutgläubig ableiten, es sei ein Plädoyer für Kleinbetriebe gemäss unserem Verständnis». *sr.*

[4] *Binswanger, Hans Christoph, Der Bauer zwischen Natur und Markt, Kultur und Politik 5/1992*

In die Natur investieren

Um unseren Planeten vor endgültiger Plünderung zu schützen, müssen wir den Stoff- und Energiedurchlauf senken. Doch solange man diese Herausforderungen lediglich als neuen Kapitalmarkt dienstbar machen will, läuft die Zerstörung weiter. Die Bereitschaft, die Konflikte der herrschenden Wachstums- und Geldwirtschaft offen zu diskutieren, folgt der Finanzkrise nur mit Verzögerung, folgert Hans Bieri nach dem Besuch einer Nachhaltigkeits-Tagung.

Wozu wirtschaften wir – um Geldkapital zu vermehren oder um unsere Bedürfnisse bedienen zu können? Wenn wir so wirtschaften, dass wir unsere Bedürfnisse immer besser befriedigen können, dann ist die Ökologie bereits inbegriffen, da wir Teil der Natur sind, die wir zum Atmen, Essen und Trinken brauchen. Im Kapitalismus ist aber die Vermehrung des Geldes zum Hauptziel des Wirtschaftens geworden, obwohl auch Adam Smith der Meinung war, dass die Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse wirtschaften. Wirtschaften mit dem Hauptzweck der Geldkapitalvermehrung führt zum Konflikt zwischen Geldvermehrung und nicht vermehrbarer Natur.

Kommt es unter dem Druck von Hunger und sich verschärfenden Umweltproblemen zu umfassenden gesellschaftlichen Reformen wie am Ende des Ancien Régime vor 200 Jahren? Oder wird der zunehmende Konflikt lediglich zum Anlass genommen, immer neue Kapitaldienstleistungen zu kreieren? Will man also aus den Schäden in erster Linie nochmals Kapital schlagen? Eine Tagung in Rüschlikon hat dieses Dilemma thematisiert, unter dem Titel «In die Natur investieren – neue Entwicklungen an den Finanzmärkten» (siehe Kasten).

Klimawandel vermeiden ist billiger

Den Klimawandel zu stoppen, koste wenig, sagte **Sir Nicholas Stern** von der London School of Economics (vormals Weltbank). Der Stern-Report hat vor zwei Jahren die Öffentlichkeit wachgerüttelt. Erstmals wurde der Klimawandel nicht aus naturwissenschaftlicher Sicht, sondern aus ökonomischer Sicht analysiert.

Stern befürchtet, dass der Klimawandel eine Weltwirtschaftkrise auslösen könnte. Wenn wir mit dem Ressourcenverbrauch so weiter machen, besteht das Risiko, dass die Welt 5 Grad wärmer sein wird als zu Beginn der Industrialisierung vor 150 Jahren. Das hätte enorme Konsequenzen. Wir würden uns ein feindliches Klima schaffen, das enorme Wanderungen und Verschiebungen bewirken würde, urteilt Stern. Der Globus müsste zum Überleben der betroffenen Menschen neu aufgeteilt werden.

Nicholas Stern: Klimawandel stoppen lohnt sich auch wirtschaftlich.

Die Kosten zur Vermeidung der Klimakatastrophe seien bedeutend tiefer als die Schäden. Nicolas Stern betrachtet die Massnahmen, die wir ergreifen sollten, als eine Art sehr preiswerte Versicherung in Anbetracht der drohenden Schäden. Diese Massnahmen kosteten ein Prozent des globalen Wirtschaftseinkommens, und sie erlaubten, die Schäden abzuwenden, die leicht 10 bis 20 Prozent des Weltsozialproduktes ausmachen könnten. Stern plädiert für entsprechend höhere Rohstoffpreise als Anreize für die richtigen Regulierungen. Dass administrierte Preiserhöhungen als Wettbewerbsnachteil wirkten, widerlegt Stern mit dem Hinweis auf Marktpreisschwankungen, die grösser sind und dennoch das Wachstum nicht beeinträchtigen würden. Stern sieht solche Umschichtungen auch als Chance, die Dinge auf eine neue Weise zu tun. Wenn bis 2050 der CO_2-Ausstoss um 50% reduziert werden soll, dann müssen die Industrieländer ihren Ausstoss bis 2050 um 80% senken.

Tagung zur Nachhaltigkeit

Das Sustainability Forum Zurich (TSF) organisierte das 9. Sustainability Leadership Symposium 2008 unter dem Titel «Capitalising in Natural Ressources: New Dynamics in Financial Markets. Die Veranstaltung fand am 10. und 11. September im Bildungszentrum der Swiss Re in Rüschlikon statt. Anschliessend wurde am Swiss Re Center for Global Dialog weiter getagt. Thema: «Financing for Climate: Innovative Solutions and New Markets.

Auf Deutsch: Das Forum für Nachhaltigkeit organisierte das 9. Symposium für Führerschaft im Bereich Nachhaltigkeit unter dem Titel «In die Natur investieren: neue Entwicklungen an den Finanzmärkten». Anschliessend wurde am Zentrum der Swiss Re für den globalen Dialog weiter getagt. Thema: «Finanzierung von Massnahmen für die Klimaverbesserung und neue Märkte».

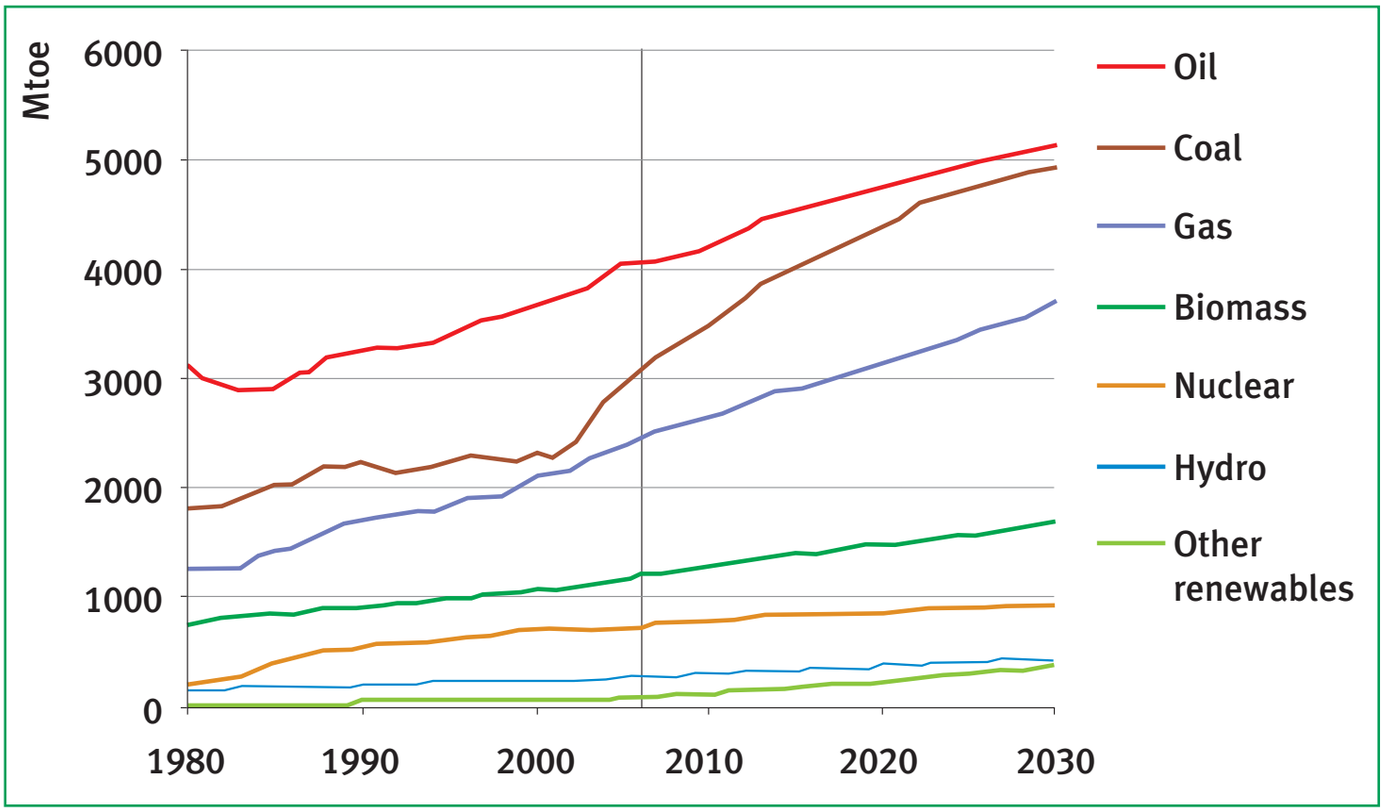
Deal zwischen Ökonomie und Ökologie

Wie soll das gehen? Wirtschaftsreformen, die das Problem direkt angehen, werden offenbar gemieden, weil dann die hohen Wachstumsraten des Geldkapitals schwinden. Also schlägt Stern einen «Global Deal» vor. Dieser sei an der Klimakonferenz 2009 in Kopenhagen zu formulieren. Es wird der Markt der Treibhausgase sein. Jeder Erdenbürger bekommt ein Verschmutzungsrecht. Die Ausgangslage bildet die heutige Verschwendung der Industrieländer sowie der viel geringere Pro-Kopf-Verbrauch der Entwicklungsländer. Nun müssten die Industrieländer ihren CO_2-Konsum senken. Da dies sofort das Wachstum reduziert, versuchen die Industrieländer CO_2-Zertifikate auf der Welt zusammenzukaufen. Umgekehrt sind Entwicklungsländer versucht, ihre Verschmutzungszertifikate an die Industrieländer zu verkaufen. Die Industrieländer können nun mit dem CO_2-Ausstoss «weitermachen», da sie ja die Verschmutzungsrechte den finanzschwachen Gesellschaften abkaufen. Das belastet die Industrieländer, wie eine verstärkte Entwicklungshilfe, nur mässig und bringt den Entwicklungsländern willkommene Stützungsgelder. Irgendeinmal hätten die Entwicklungsländer nichts mehr zu verkaufen und die Industrieländer müssten endlich ihren CO_2-Verbrauch direkt und ohne Umwege senken. Aber auch hier ist schon vorgesorgt, indem nämlich die Industrieländer ihren technologischen Vorsprung dazu nutzen möchten, die Welt mit emissionsarmer Energietechnologie von den alten Industriezentren aus zu beliefern. Mit anderen Worten: Die Industrieländer weigern sich heute, ihren CO_2-Verbrauch zu verringern mit der Begründung, der Weg über die Zertifikate sei ökonomisch effizienter und bringe auch stärkere Einsparungen an Energie und CO_2. Der «Deal» besteht darin, dass mit dem Argument der höheren wirtschaftlichen Effizienz auch die ökonomische Vorherrschaft begründet wird. Im Gegenzug wird «mehr Ökologie» in den Entwicklungsländern mit dem Zertifikatskauf «finanziert».

Das Problem heisst Wachstum

Achim Steiner, Direktor der United Nations Environment Programme (UNEP), meldete Zweifel an all den vielen Alternativprogrammen, wenn es uns nicht gelinge, auf das herrschende Wachstumsparadigma eine Antwort zu finden. Steiner kritisierte die Ignoranz der Ökonomen, die nicht sehen, welche Schäden in der Umwelt als Folge des Wachstums verursacht wurden. Wir müssten uns Rechenschaft darüber geben, meinte Steiner, dass all die Innovationen im Bereich der Finanzmärkte und auch der Produktion nie an das herankommen, was wir zur Bewältigung des Klimawandels erreichen müssen. Es gehe jetzt darum, einen Entwicklungsweg zu formulieren, der mittels Kapital und Wissen aus dem Wachstumsparadigma herausführe. Soweit Steiner (ausführlichere Fassung Seite 13/14).

Wenn jedoch Kapital nur dort eingesetzt wird, wo es nach bisherigem Muster wächst, dann können wir das Umweltproblem nicht lösen. Ein Beispiel: Wenn wir die Dieselfahrzeuge mit Partikelfiltern ausstatten, ändert sich in Bezug auf den steigenden Rohstoff- und Energieverbrauch nichts. Die Filterung der Luft ist nur eine zusätzliche wirtschaftliche Tätigkeit, die wiederum zusätzliche Rohstoffe verbraucht. Wenn wir hingegen den steigenden Rohstoff- und Energieverbrauch absolut senken würden, was wir aufgrund unseres Wissens problemlos könnten, dann hätten wir unser Wissen zum Nutzen unserer Lebensumwelt erfolgreich angewandt und den ökologischen Fussabdruck verkleinert. Dann bleiben aber die Kapitalgewinne aus. Das Kapital akzeptiert diese Situation nicht, Folge ist die Krise. Deswegen sieht Achim Steiner die neuen «Investitionen in die Umwelt» nicht als Ausweg aus der Finanzkrise, wenn nicht ein Weg aus dem Wachstumsparadigma gefunden wird.



Keine Wende beim Verbrauch fossiler Energien: Prognosen der Internationalen Energieagentur.

Interessenkonflikte ungelöst

Die Research Group Ecosystem Services der ETH mit **Thomas Köllner** möchte die Knappheit der Ressourcen bewirtschaften: Zunehmende Einkommen führen zu mehr Verbrauch und damit wegen der natürlichen Grenzen, welche am Klimawandel festgemacht werden, zu zunehmenden Knappheiten. Knappheit löse einen Markt für «ökologische» Projekte aus. Die fundamentale Schwäche dieses Ansatzes liegt darin, dass nicht gefragt wird, wie denn die steigenden Einkommen zustande kommen, und was für Einkommen das sind.

Wenn die Konsumgüter mit einem Bruchteil von Stoffen und Energie hergestellt werden können, dann ändert sich nichts am Niveau der Bedürfnisbefriedigung der Konsumenten – auf der Kapitalseite jedoch schwinden die Einkommen ganz wesentlich. Mit diesem Zusammenhang setzt sich keiner der Vorschläge auseinander. Vielmehr wird weiterhin behauptet, man könne mit der Reduktion des Umweltverbrauches die Kapitaleinkommen dennoch steigern. Doch beides gleichzeitig geht nicht. Man kann nicht gleichzeitig die Kapitalinteressen bedienen und den Umweltverbrauch senken. Jedenfalls wurde an der ganzen Tagung nicht gezeigt, wie das funktionieren soll. Dass eine Preiserhöhung auf den Naturressourcen nicht zum Erfolg führt, zeigt ja die aktuelle Krise: Nachdem im Anschluss an die Subprime-Krise die Investoren die Rohstoffe als Anlageobjekte entdeckten und die Preise in die Höhe trieben, kam es zu einer Kapitalvernichtung auf breiter Front. Damit wird deutlich, worauf die steigenden Einkommen beruhen: auf dem bisher ständig steigenden Verbrauch an unterpreisigen Rohstoffen. Wenn nun der Rohstoffverbrauch gesenkt wird, dann kann bei dieser Rationalisierung nicht weiterhin das Kapitalwachstum bedient werden wie bisher, nämlich durch permanente Produktionsausweitung durch gesteigerte Stoffentnahme aus der Natur.

Achtlosigkeit oder Zwang?

Die vorgeschlagenen Modelle gehen zwar von der richtigen Erkenntnis aus, dass der ökologische Konflikt das bisherige Kapitalwachstum nicht mehr erlaube. Dass der systembedingte Wachstumszwang zur Naturausbeutung und damit zu den einleitend geschilderten Konflikten führt, will man aber deutlich nicht diskutieren. In der Analyse kranken die Vorschläge an der fragwürdigen Deutung, die Rohstoffe seien bisher billig gewesen aus reinem, achtlosem Unwissen über die Grenzen der Natur. Das hiesse aber, dass das Kapitalwachstum anstatt durch Mengenausdehnung des Stoffverbrauches genauso durch Rationalisierung hätte erreicht werden können. Warum hat man das nicht schon längst gemacht?

Thomas Köllner postuliert, die bisher «opportunistische» Haltung gegenüber der Umwelt müsse durch «Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und der Umwelt» abgelöst werden. Die Regeln der bisherigen Wirtschaft darf man aber nicht einfach als «opportunistisch» abtun, um einen Kontrast zu neuen Vorschlägen zu bewirken, die sich bei näherem Hinsehen von der bisherigen wirtschaftlichen Vorgehensweise in nichts unterscheiden. Deutlich kommt das auch in den Vorschlägen zum Ausdruck, die Ernährung durch chemische, biotechnische oder sogar gentechnisch veränderte Organismen in der Landwirtschaft zu erreichen. Der innovative Ansatz müsste doch vielmehr darin gesucht werden, wie die Menschen sich auf dem Boden organisieren, um die Ernährung zu sichern. Wie leben wir vom Boden? Wie siedeln, wohnen, produzieren und konsumieren wir auf der Erdoberfläche? Die Nachhaltigkeit hängt davon ab, wie wir auf diesem Globus sozial organisiert sind, denn das entscheidet darüber, wie wir die Ressourcen bewirtschaften. Wer das immer noch als Kapitalverwertungsproblem sieht, hat sich mit der Frage des Wachstums, der Endlichkeit des Planeten und dem Zusammenhang zu Klima und Finanzkonflikt noch nicht genügend auseinandergesetzt.

Umwelt als Kapitalverwertungsobjekt

Wie simpel die Vorschläge der vielen Praktiker aus dem Finanzbereich waren, zeigte der Beitrag des Direktors der Climate Exchange Europa, **Robert Rabinowitz.** Als Investitionsbeispiel erwähnte er die Massnahmen zur Beseitigung des sauren Regens in den USA. Als Broker interessiert ihn nur, Kapital mit gewinnbringenden Umweltprojekten zusammenzubringen. Bei genauerem Hinsehen besteht für die Projekte ein Markt, weil sie Schäden der Wachstumswirtschaft beheben, jedoch mit einem Vorgehen, das weiteres wirtschaftliches Wachstum beinhaltet. Es ist ein Vorgehen, das sich nicht damit auseinandersetzt, warum die Wachstumswirtschaft immer mehr Schäden produziert. Wer sich aber so verhält, kann nicht den Begriff der «Nachhaltigkeit» für sich in Anspruch nehmen.

Einzelne Vorschläge, zum Beispiel jene von Joshua Bishop, Chief Economist, IUCN (International Union for Conservation of Nature), gehen davon aus, man könne ebenso durch Schutz der Umwelt Gewinne machen wie zuvor durch Verbrauch der Umwelt. Man müsse lediglich die Zerstörung der Umwelt bestrafen und die nachhaltige Bewirtschaftung belohnen. Mit Anreizen soll dieser Paradigmenwechsel erreicht werden. Dazu gehören die Stärkung der Märkte mit Zertifikaten und Labels, der Einsatz von Steuern und Subventionen für ökologische Leistungen sowie handelbare Rechte und Pflichten in Bezug auf CO_2 und Biodiversität.

Fazit

Die Frage nach der Nachhaltigkeit, das heisst nach jenem Vorgang, der den Stoff- und Energiedurchsatz absolut senkt, weil unser Planet endlich und zurzeit – wie der Klimawandel zeigt – überlastet ist, bleibt auch nach dieser Tagung offen. Wir haben erkannt, dass der Energie- und Stoffdurchsatz absolut gesenkt werden muss. Dagegen wehren sich jedoch die Vertreter des Geldkapitals. Denn wenn gespart wird und die bisherigen Bedürfnisse mit weniger Aufwand gedeckt werden, schwinden ihre Vermögen. Also müsste man das Problem bewältigen, dass der reine Geldkapitalerwerb nicht weiter und uneingeschränkt Natur und Umwelt belasten darf. Dieses Ziel ist von einzelnen Teilnehmern klar genannt worden. Doch niemand wagt, das heisse Eisen anzupacken.

Der «Ausweg» sieht dann eben so aus, dass man in den entwickelten Ländern den Stoffdurchsatz vorerst nicht senkt mit der Begründung, es sei effizienter, dies in den Wachstumsmärkten der Entwicklungsländer zu tun. Diese Argumentation ist jedoch fragwürdig, weil sie dem Wunsch entspringt, die bisherige Ordnung zeitlich zu verlängern. Dabei weiss man genau, dass dieser Mechanismus das Wachstum in den Entwicklungsländern fördert und am Ressourcenverschleiss absolut nichts ändern wird. Ist das ein nachhaltiges Verhalten? Das erklärte Ziel und das Bedürfnis der Menschen ist es doch, mit absolut weniger Stoff- und Energieverbrauch ihre Bedürfnisse zu decken. Das ist die Aufgabe. Diese ist einmal mehr – neben wenigen luziden Voten – arg zerredet, verunklärt und zeitlich aufgeschoben worden – besonders durch Vertreter der Finanzwirtschaft, die auf ihre bisherige Art des Geldverdienens nicht verzichten wollen.

Hans Bieri

Es herrscht ökonomische Ignoranz

UNEP-Direktor Achim Steiner fragt, wo die Antworten bleiben, um die grössten akuten Gesellschafts- und Umweltprobleme zu lösen.

Wir können das Problem mit den bisherigen Ansätzen der Wirtschaft nicht lösen. Wir haben mit dem Wachstum den Kuchen vergrössert. Aber über das, was wir damit bezüglich unserer Umwelt mitauslösen, herrscht eine vollständige ökonomische Ignoranz. Es entstanden Nebenprodukte, Kollateralschäden, über die wir seit 50 Jahren diskutieren. Wir haben keine Richtungsänderung erreichen können. Wenn wir auf die heutigen Referate schauen, wie der Markt Innovationen fördern soll, wie der Markt über den Finanzsektor neue Produkte hervorbringen wird, müssen wir doch zugeben, dass diese Instrumente weit abgeschlagen von dem stehen, was erreicht werden muss, um den Klimawandel zu bremsen. In den nächsten 30 Jahren müssen die Nationalökonomien und die globale Weltwirtschaft bezüglich der Verteilung der knappen Ressourcen und der technologischen Entwicklung Entscheidungen von einer Tragweite treffen, welche den Beginn der Industrialisierung überragen. Unsere Volkswirtschaften schaffen das nicht. Wie sollen sie das zum Beispiel mit der Knappheit lösen?

Knappheit herbeimanipuliert

Nehmen wir die Lebensmittel. Wie konnten wir vor sechs Monaten sagen, wir hätten eine Lebensmittelkrise auf diesem Planeten? Wir könnten die Menschen nicht mehr weiter ernähren? Wir hatten keine Lebensmittelkrise, sondern eine Lebensmittel**preis**krise. Vom menschlichen Standpunkt eine absolute Katastrophe. 2007/2008 wurde gemäss US-Landwirtschaftsdepartment eine Rekordernte von 670 bis 680 Mio. Tonnen Weizen eingefahren. Jetzt ist der Getreidepreis wieder halb so hoch wie der Höchstpreis vor einem halben Jahr. Natürlich haben einige an der Knappheit prächtig verdient.

Die Preise wurden durch Spekulation beeinflusst. Märkte können kurzfristige Vorteile ausfindig machen, aber sie können keine langfristigen Tendenzen verfolgen. Märkte können nur Vorteile hervorbringen, wenn sie in einem Regelwerk eingebunden sind, das die öffentlichen Interessen beachtet. Und vor allem können wir die Anforderungen des Klimawandels nicht meistern ohne regulatorische Instrumente, welche die Märkte formen und strukturieren.

Natürlich besteht die Versuchung, in «Knappheit» zu investieren. Wenn beispielsweise ein Transporteur in Afrika plötzlich wesentlich mehr für den Treibstoff bezahlen muss, weil Investoren in Erwartung eines Zyklons im Golf von Mexiko Schäden an den dortigen Bohrinseln erwarten, so muss man sagen, dass eine Weltwirtschaft auf diese Weise nicht funktionieren kann. Weil immer eine Mehrheit einen Preis zahlt, der nicht nachhaltig ist.

Fortsetzung auf Seite 14

Damit Ihr Pferd nichts zu husten hat...

MIT THYMIAN für verbesserte Bronchial- und Atemfunktion

Equi-Strath Thymian

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • www.equi-strath.ch
Verkauf: Cedric Rochat SA, Denges • www.rochatsa.ch

Neue Rezepte fehlen

Wir verlieren 30 % der Ernten ab dem Zeitpunkt der Einlagerung. Wir verlieren aber auch Nahrungsmittel in den riesigen Supermärkten, die jeden Tag weggeworfen werden. Frage: Ist der Preis für Nahrungsmittel zu tief? Warum haben wir denn die Preise für die Nahrungsmittel nicht erhöht? Es ist doch zweifellos so, dass bei höheren Preisen ein Anreiz bestünde, mit den Nahrungsmitteln sorgfältiger umzugehen. Aber warum hat das nicht stattgefunden? Warum ist die heutige Antwort auf die Ernährungskrise das gleiche Rezept wie bei der ersten grünen Revolution vor 50 Jahren? Der Traum einer abermaligen grünen Revolution mit mehr Mechanisierung, mehr Hilfsstoffen, mehr Wasser zur Bewässerung und Zugang zu den Märkten.

Markt belohnt Zerstörung

Zurzeit hat uns dieses Vorgehen 25% unseres ackerfähigen Landes gekostet. Denn diese Landbewirtschaftungspraktiken zerstören unsere produktiven Flächen, die wir haben, diese 40 Zentimeter des wertvollen Bodens, durch Nitrifikation und Herbizide. Dazu kommen auch Massenvernichtungen von Bienen, unbezahlbare Schäden an der Reproduktionsfähigkeit der Natur, Todeszonen an unseren Küsten, wo alles maritime Leben erstirbt. Jetzt, wo wir von Wasserknappheit sprechen, verlangen die Ernährungsprojekte nach mehr Wasser. Woher nehmen wir das Wasser? Wir übernutzen und zerstören die Fischbestände. Die gewerbliche Fischerei ist zerstört, und die industrielle Fischerei mit Netzen von 20 km wirft 60 Prozent des Fanges als Ausschuss wieder ins Meer. Wo ist also diese Effizienz des Marktes, wenn in der Realität derart abstruse Praktiken vorherrschen, die kommerziell erfolgreich sind?

Umwelt als Marktfaktor

Ökonomische Effizienz mit einem nachhaltigen Umgang mit der Umwelt zu verbinden, das ist die Herausforderung, wenn wir erreichen wollen, dass die Märkte funktionieren. Können wir unsere wirtschaftlichen Instrumente (nicht Ideologien und nicht überholte Paradigmen) entwickeln, um einer Wirklichkeit zu dienen, die nicht mehr wie bisher bestritten werden kann? Wie können 10 Mrd. Menschen leben mit einer gemeinsamen Intelligenz des Marktes, worin Unternehmer, Marktsysteme und öffentliche Politik operieren und auf diesem Planeten so umfassend wirken, dass wir uns nicht mehr um Knappheit sorgen müssen? Das Problem ist nicht die Knappheit, sondern es sind die fundamentalen wirtschaftlichen und sozialen Verwerfungen.

Nicolas Stern hat auf die Folgen des Klimawandels hingewiesen. Der Klimawandel ist das bedeutendste akute, systemische und globale Phänomen der Umweltveränderung, die auf uns zukommt. Stellen wir uns beispielsweise vor, was passiert, wenn die Gletscher des Himalaya schmelzen? Das Szenario des Weltklimarats sagt, dass davon 500 Mio. Menschen betroffen sind. Es gibt keine Antwort des Marktes darauf. Der Klimawandel bewirkt eine fundamentale gesellschaftliche Verwerfung, gegenüber der sich die heutigen wirtschaftlichen Probleme winzig ausnehmen.

Keine Wende

Glauben Sie, während wir hier sitzen und über die globale Erwärmung seit 25 Jahren Kenntnis haben, die Emissionskurve würde sinken? Nein, sie beschleunigt sich. Und zwar nach einer Klimakonvention, nach einem Kyoto-Protokoll, nach der Einführung eines CO_2-Zertifikatmarktes. Und diese Beschleunigung betrifft nicht nur China, auch in den USA werden immer noch 25% des CO_2-Ausstosses verursacht, von der reichsten Wirtschaft dieses Planeten.

Kooperation erforderlich

Nicolas Stern sagte, dass der Klimawandel die grösste Fehlleistung der Marktwirtschaft sei. Die Antwort von heute ist, nicht zu argumentieren, dass die Regierungen nichts täten und die Unternehmer alles. Es gibt keine perfekten Unternehmer und keine perfekten Regierungen. Die einzige Möglichkeit, die wir haben, die Transformation herbeizuführen, besteht in der Kooperation des öffentlichen Interesses und des privaten Unternehmertums, in der Zusammenarbeit von Kapital und Wissen.

Referat von Achim Steiner, gerafft und mit Titeln versehen durch Redaktion

Neu!

biofarm

Da haben Sie den Beweis. Neues hat eine magische Wirkung – will entdeckt sein. Was neu ist, wollen wir kennen lernen – verändert und macht attraktiv. Und mit «Neu» haben wir gerade eben Ihre Aufmerksamkeit gewonnen und das hat seinen guten Grund. Seit 1972 produzieren und ernten wir Biofarmer das Beste was die Natur bietet und verarbeiten es schonend zu feinsten Produkten – frisch und von bester Qualität – zu Ihrem Genuss und unserer Freude. Und daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Neu ist jedoch das Erscheinungsbild von Biofarm. So werden alle Biofarm-Produkte in den nächsten Monaten ein neues Aussehen erhalten und mit einer verfeinerten Deklaration und einer Konsumenteninformation ausgestattet. Zudem werden Produktneuheiten das Biofarm-Sortiment ergänzen. Es gibt also einiges zu entdecken!

Vom Qualitätsgeschwätz zurück auf den Boden

Zum Übergang ins neue Jahr nimmt Jakob Weiss einen Satz und nicht nur ein Wort unter seine starke Lupe. Da geht einer Qualitätsgeschwätz-Blase wahrlich die Luft aus. Und wir stehen wieder mit beiden Beinen auf dem Boden.

«Die Schweiz braucht eine innovative und professionelle Wettbewerbs-Landwirtschaft, die dank angepasster Strukturen die Konsumenten mit günstigen und qualitativ hochstehenden Produkten zufrieden stellt.» Dieser adrette Satz stünde jedem Agrarpolitiker wohl an. Er tönt gut, da gibt es kaum etwas auszusetzen, weder von produzierender noch von konsumierender Seite. Sozusagen bundesrätinnentauglich. Bloss: Der Satz besteht hauptsächlich aus Wörtern, die wir in den K+P-Ausgaben der letzten zwei Jahre kritisch unter die Lupe genommen haben. Er ist wie eine Luftmatratze mit mehreren Kammern und geöffneten Ventilen: Man kann draufstehen, wo man will, es kommt nur Luft heraus. (Weil die Kammern so stark gebaut sind, zieht es allerdings die Luft auch gleich wieder hinein.)

Zum Jahresausklang möchte ich die Perspektive wechseln. Kein einzelnes Wort soll seiner modischen Kleider beraubt werden. Vielmehr möchte ich einen ganzen Satz als Gegen-Satz zur eingangs konstruierten Werbeblase in den Mittelpunkt stellen. In den «Beiträgen», dem Organ der biodynamischen Landwirte, stand am 1. Oktober 1973 eine schlichte Zeile: «Der biologische Bauer vermeidet Massnahmen, die auf einen Ersatz für biologische Aktivität hinauslaufen.» Voilà! So einfach sagt ein ETH-Professor, was die wirklich ökologische Wirtschaftsweise auszeichnet.

Aktiv für uns: die kleinen Helfer am Werk.

35 Jahre später denken wir selbstverständlich die Bäuerinnen mit. Das hat auch der Autor, Philippe Matile, seinerzeit sicher so gemacht, als er seine Gedanken zum Titel «Gegenwart und Zukunft der biologischen Landwirtschaft» formulierte. Der Satz ist so unscheinbar, dass man ihn leicht überlesen könnte. Und doch fasst er zusammen, was wir unter nachhaltiger Landbewirtschaftung und unter gesamthaft betrachteter «Qualität» verstehen können. Es ist ein wahrer Grundsatz! Wer aber möchte ihn in den Kampf gegen den zuerst genannten Satz schicken? Und wer wagt, dem «Ersatz für biologische Aktivität» auf dem eigenen Hof genau nachzuspüren?

Eine erste Selbstbeobachtung fällt vielleicht auf den eingekauften Dünger oder das weit ausgelegte Abdeckvlies und weckt sofort ein «Aber…» gegen das reine Waltenlassen der biologischen Aktivität im Boden. Oder ein Schlaumeier sagt sich, Erdöl stammt auch aus biologischer Aktivität, mein Diesel im Traktor ist eigentlich eine grüne Sache. Denn jeder Bauer und jede Bäuerin weiss natürlich sofort, dass die menschliche und somit biologische Arbeitskraft heute zu einer Aktivität verdammt ist, die vor allem dank nicht-biologischer «Hilfsmittel» so effizient (scheinbar effizient!) geworden ist. Kurz und gut, der Satz führt rasch und unvermeidlich ins Grundsätzliche. Er kann jedoch, so meine ich, in jedem Arbeits- und Betriebsbereich als gedankliche Messlatte versuchsweise angesetzt werden. Und dann merkt man schnell, dass es der Landwirtschaft nicht anders geht als der übrigen Gesellschaft: Eigentlich hat sie von allem zuviel! Zu viel Dünger, zu viele Maschinen und Geräte, darum auch zuviel Land pro Bauer, zu viele ökonomische «Sachzwänge» oder «Rahmenbedingungen», vielleicht sogar zuviel Fachwissen…

Nur die Zeit ist knapp! Davon gibt es zu wenig. Und weil Zeit im modernen Verständnis Geld ist, wird die biologische Aktivität, wo es nur geht, beschleunigt. Als Folge haben wir die «Turbo-Landwirtschaft», und die wenigen, noch immer nötigen, menschlich-biologischen Arbeitskräfte geraten in «Stress». Oder werden aus Billiglohnländern geholt, wo sie dann wiederum fehlen.

Doch ich wollte ja nicht ins Trübsalblasen verfallen. Mich fasziniert die lapidare Einfachheit des Prinzips, welches in diesem Satz von Philippe Matile zum Ausdruck kommt. Er kann doch bei fast jeder Handlung als Maxime angewendet werden, ein gedanklicher Begleiter durch die tägliche Arbeit. Auch wenn ich oft nicht einmal annäherungsweise «biologische Aktivität» allein walten lassen kann, so gibt mir die enthaltene Forderung doch die grundsätzlich richtige Richtung an. So, wie die Sonne stets die richtige Tageszeit verkündet.

In diesem Sinn wünsche ich nicht nur den biologischen Bauern, sondern der ganzen Landwirtschaft eine Zukunft, die den Lebensgesetzen der Biologie wieder mehr Zeit und Raum lässt und wo der Ausdruck Betriebsorganismus nicht nur an verstaubte alte Zeiten erinnert. Möge die Zukunft im 2009 beginnen! *Jakob Weiss*

Biohöfe tun mehr für den Ökoausgleich

Biobetriebe profilieren sich lieber mit ihrer schonenden Produktionsweise als mit Naturschutzleistungen. Ihr Beitrag in diesem Bereich kann deshalb leicht unterschätzt werden. Eine neue Studie zeigt: Biohöfe weisen mehr ökologische Ausgleichsflächen auf als andere Betriebe, die den ökologischen Nachweis erbringen.

Rundum hört man es immer wieder, und auch in den letzten Ausgaben von K+P fand es Eingang in den Diskurs: Der Bioanbau fördert per se die Biodiversität; ökologische Ausgleichsflächen zu forcieren, um die Vielfalt von Pflanzen und Tieren zu fördern, bringt da wenig. Sind die Biobauern also Ökoausgleichs-Muffel?
Nein, Biohöfe weisen sogar besonders viele Ökoausgleichs-Flächen auf, zeigt jetzt eine Studie des FiBL und des BAFU (Bundesamt für Umwelt). Extensive Wiesen, Hecken, Obstgärten usw. bedecken durchschnittlich 22 Prozent ihrer landwirtschaftlichen Nutzfläche, das sind zwei Drittel mehr als bei den konventionellen Betrieben mit ihren 13 Prozent. Christian Schader und Mitautoren erhoben die Daten aus der landwirtschaftlichen Betriebsstrukturerhebung 2005. (Bei den Flächen berücksichtigt wurden auch extensive Weiden, die auf nationaler Ebene nicht zur Liste der finanziell abgegoltenen Ökoausgleichsflächen gehören.)

Mehr Wiesen, Hecken und Hochstämmer

Höhere Flächen gibt es auf Biobetrieben insbesondere bei den Ackerschonstreifen, wenig intensiven Wiesen, extensiven Wiesen, Hecken und Ufergehölzen, Streueflächen und Hochstamm-Feldobstbäumen. Dagegen legen Biobauern weniger Bunt- und Rotationsbrachen an. Dass es regional unterschiedliche Schwerpunkte gibt, könnte teilweise auf spezifische, kantonale Fördermassnahmen zurückzuführen sein, schreiben die Autoren. Beispielsweise scheint das bei den extensiven Wiesen in den Kantonen Graubünden, Wallis, Aargau und St. Gallen der Fall zu sein.
Wie hoch der Anteil der Ökoflächen pro Betrieb ist, hängt stark von den naturräumlichen Voraussetzungen ab. Das spiegelt sich in unterschiedlichen Zahlen für die Tal- und Hügelzone mit je 19 Prozent und die Bergzone mit 24 Prozent Ökoausgleichsflächen.

Zu Bio passend

Die höheren Anteile im Biolandbau führen die Autoren unter anderem darauf zurück, dass die Massnahmen sich dort besser in den Betriebsablauf eingliedern. «Biobetriebe haben aufgrund der damit verbundenen Nützlingsförderung und der Bewirtschaftungsrestriktionen einen höheren Anreiz, ökologische Ausgleichsflächen anzulegen. Ausserdem ist der Tierbesatz pro genutzte Flächeneinheit auf Biobetrieben geringer.» Zudem gehen die Autoren von einer erhöhten Sensibilität für die Biodiversität aus. Anders liessen sich die höheren Anteile Hecken und Ufergehölze nicht plausibel erklären.
Die Erhebung beschränkt sich auf quantitative Aspekte, sagt also nichts aus über die Qualität der Flächen. Dazu liefern andere Forschungsarbeiten ergänzende Aussagen. In der aktuellen Studie werden jene von Herzog und Walter (2005) zitiert. Danach kommen in der Regel auf extensiv bewirtschafteten Flächen und ökologischen Ausgleichsflächen mehr und auch anspruchsvollere Arten vor als auf intensiv bewirtschafteten Flächen. Dieser Zusammenhang gelte für alle Typen von Ökoausgleichsmassnahmen und alle von ihnen untersuchten Organismengruppen wie Spinnen, Laufkäfer, Tagfalter, Heuschrecken und Brutvögel. Daher seien mit höheren Anteilen von Ökoausgleichsmassnahmen höhere Biodiversitätsleistungen auf den Betriebsflächen verbunden.

Beatrix Mühlethaler

Quelle: Umsetzung von Ökomassnahmen auf Bio- und ÖLN-Betrieben. Christian Schader, Lukas Pfiffner, Christian Schlatter, Matthias Stolze, FiBL, BAFU, 2008

Mehr Leben durch Bio oder Öko?

Gast in Blumenwiesen: Perlmutterfalter.

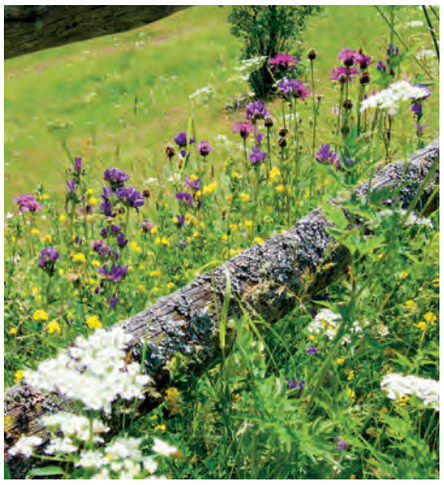
Was trägt stärker zur Artenvielfalt bei, die biologische Produktionsweise oder Ökoausgleichsflächen? Es gibt Forschungsarbeiten zu diesem Thema, die aber keine eindeutigen Resultate erbrachten, sagt Lukas Pfiffner vom FiBL auf Anfrage. Wahrscheinlich verhält es sich so, wie es auch logisches Nachdenken nahe legt: Für eine Reihe von Arten ist die Intensität des Anbaus entscheidend, für andere kommt es darauf an, dass sie besondere Strukturen vorfinden. Pfiffner erwähnt als Beispiel für Letzteres die Goldammer, die zum Brüten auf Hecken angewiesen ist. Andererseits besiedeln mehr Würmer, Laufkäfer, Kurzflügler und Spinnen die Bioflächen, wie sich im langjährigen DOK-Versuch des FiBL gezeigt hat. Somit erbringt sicher die Kombination beider Aspekte ein Optimum. Da im Bioanbau Nützlinge eine sehr wichtige Funktion haben, sind naturnahe Strukturen für das Funktionieren des Systems ohnehin unabdingbar. Und nicht zuletzt: Die ökologischen Leistungen können auch wirtschaftlich interessant sein.

bm

Projekt: Mit Vielfalt punkten

Der ökologische Ausgleich soll mehr Befriedigung bringen, indem er gleichzeitig spürbare Verbesserungen für die Natur und für das Betriebseinkommen bringt. Akteure aus Landwirtschaft und Naturschutz wollen dies mit dem Projekt «mit Vielfalt punkten» erreichen.

In den letzten Jahren haben auch viele Biobetriebe, insbesondere im Berggebiet, die Viehbestände vergrössert und das Gründland immer intensiver bewirtschaftet. Durch den neuerlichen Intensivierungsschub gerieten vor allem Vögel, die am Boden brüten, in noch grössere Schwierigkeiten. Auf intensiv bewirtschafteten Flächen haben die Bodenbrüter kaum Chancen, ihre Jungen hochzubringen. Vor allem das Braunkehlchen, das sich als Brutvogel aus dem Mittelland bereits seit längerem zurückgezogen hat, wird jetzt auch zunehmend im höher gelegenen Kulturland verdrängt. Das beobachteten Mitarbeitende der Vogelwarte Sempach mit Sorge und brachten es in der Biobranche zur Sprache, sagt Simon Birrer von der Vogelwarte.



Statt immer intensiver wirtschaften, mit Vielfalt punkten.

Mit Naturschutz verdienen

Das FiBL nahm den von den Vogelschützern zugespielten Ball auf. Mit ihnen startete es ein kleines Projekt unter dem Titel «wildtierfreundlicher Biolandbau». Auf vier Modellbetrieben in Ardez wurden jeweils drei Zukunftsszenarien entwickelt: ein Extensivszenario mit einem Maximum an ökologisch sinnvollen Massnahmen, ein Intensivierungsszenario, bei dem die Erträge auf den Flächen, zum Beispiel durch Bewässerung oder frühere Mahd, weiter gesteigert wurden und ein Optimumszenario, bei dem ein gangbarer Mittelweg zwischen den beiden Extremvarianten gesucht wurde. Bei jedem Szenario wurden vor allem die wirtschaftliche Entwicklung und die Naturschutzleistungen der Betriebe untersucht. «Wir haben für alle Modellbetriebe Möglichkeiten gefunden, die Naturschutzleistungen zu verbessern, ohne ökonomische Nachteile in Kauf nehmen zu müssen», erklärt Christian Schader, der die ökonomischen Aspekte abklärte. «Je nach Region und finanzieller Vergütung derartiger Leistungen kann Naturschutz eine zusätzliche Einkommensquelle für die Betriebe sein.»
Nach dem Engadin kamen weitere Modellbetriebe im Entlebuch, im Kanton Bern und im Jura dazu. Im Jura steht beispielsweise die Förderung der Schmetterlinge im Vordergrund. Die Szenarien und möglichen Massnahmen wurden mit den Bauern diskutiert (siehe Berichte Seite 19 ff.).

Mit Naturschutz Profil gewinnen

Inzwischen hat das Ansinnen, der Intensivierung eine andere Perspektive entgegenzusetzen, breitere Unterstützung gewonnen. Es stiess auch bei IP-Suisse auf offene Ohren, berichtet Simon Birrer. Zum Einstieg schlugen die Vogelschützer vor, in Getreidefeldern Stellen mit geringerem Wuchs zu Gunsten der Feldlerche einzuplanen. Die Resonanz bei den Bauern war gross, ein Drittel der Getreideproduzenten machte mit. Für das IP-Label tat sich mit dem Einsatz für die Artenvielfalt eine neue Profilierungsmöglichkeit auf.
Aus den verschiedenen Kontakten und Ansätzen kristallisierte sich ein ambitiöses Projekt heraus, das in den nächsten Jahren verwirklicht werden soll: «Mit Vielfalt punkten – Bauern beleben die Natur». Zur Trägerschaft gehören neben den Forschungsinstituten auch die Bio Suisse und die IP-Suisse. Der Slogan tönt es an: Ein Punktesystem soll ermöglichen, die diversen Leistungen zu Gunsten der Natur einzustufen. Die Anforderungen und die Zuteilung der Punkte haben Experten der Vogelwarte entwickelt, mit dem FiBL diskutiert und mit IP-Suisse weiter ausgefeilt. Die IP-Suisse hat dieses System bereits in ihre Richtlinien integriert. Bauern können ihre Leistungen damit selbst bewerten und Erfahrungen sammeln. Nach einer Übergangszeit werden die IP-Suisse-Produzenten eine Mindestpunktezahl erreichen müssen. Auf dieser Stufe soll der Hof mit sicht- und spürbaren Naturwerten belebt sein.
Der Mehrwert, den die Neuausrichtung auf «Biodiversität und Ressourcenschutz» darstellt, schlägt sich bereits heute in erhöhten Prämien nieder, wie die IP-Suisse-Leitung den Bauern mitteilen konnte. Denn die Migros, die ein einheitliches Label und ein neues Profil für die Vermarktung der IP-Suisse-Produkte suchte, beschleunigte den Gang der Dinge: Sie unterstützt die neue Linie und vermarktet sie unter dem Begriff TerraSuisse.
Bio Suisse kann und will das System, das noch in der Testphase steht, nicht so schnell integrieren. Zurzeit laufen dazu Diskussionen im Vorstand und der Markenkommission. Zu berücksichtigen ist, dass Biobetriebe Richtlinien gesamtbetrieblich erfüllen müssen, während IP-Suisse sektoriell funktioniert. Wichtige Fragen sind noch zu klären, sagt Christoph Fankhauser, Sekretär der Markenkommission «Anbau». Es brauche zuerst eine Bestandesaufnahme, wie die Biobetriebe in Bezug auf das Punktesystem überhaupt dastehen, um die Messlatte richtig zu setzen. Ferner sei zu

prüfen, ob ein zentrales Anliegen des Bioanbaus, die Bodenfruchtbarkeit, auch richtig gewichtet sei.

Effekt wird kontrolliert

Simon Birrer erhofft sich vom neuen Vorstoss eine spürbare Bereicherung der Kulturlandschaft. Denn mit IP-Suisse (18 000 Landwirte) und Bio Suisse (6000 Landwirte) eröffnet sich die Chance, die Tier- und Pflanzenvielfalt auf rund einem Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche der Schweiz zu fördern. Die Initianten gehen davon aus, dass eine gesamtbetriebliche Beratung zentral ist, um das gesetzte Ziel zu erreichen. Wie effektiv dieses Mittel ist, wollen sie aber gleichzeitig klären. So werden Vogelwarte und FiBL die Entwicklung der Artenvielfalt auf den Betrieben erheben und vergleichen, und zwar zu Beginn des Projekts, nach drei Jahren und nach sechs Jahren. Als Indikatoren dienen Pflanzen, Schmetterlinge, Heuschrecken und Vögel. Dabei sollen 60 Betriebe verglichen werden, von denen die Hälfte Beratung erhielt und die Hälfte nicht. Für diese Wirkungskontrolle kommen arrondierte Betriebe von 20 bis 30 Hektaren im Talgebiet in Frage. Mit dieser Begrenzung versucht man, Randeinflüsse minimal zu halten.

Beatrix Mühlethaler

Punktesystem und Leitarten

Bewirtschaftende sollen ihre Leistungen gezielt auf das ökologische Potenzial ihres Hofes ausrichten können. Ein Punktesystem gewichtet, ob und in welcher Qualität und Lage auf einer Betriebsfläche geeignete Lebensräume für Tiere und Pflanzen vorhanden sind. Die Punkte zeigen mögliche Handlungsfelder für Verbesserungen zu Gunsten der Biodiversität auf. Daneben können für jeden Hof auch regional vorkommende, passende Leitarten erhoben werden, sodass die Leistungen gezielt auf deren Ansprüche ausgerichtet werden können. Leitarten sind Tier- und Pflanzenarten, deren Vorkommen qualitativ hochwertige und damit artenreiche Lebensräume anzeigen. *bm*

Projekterfahrungen aus Bauernsicht

«Bauern und Bäuerinnen, meldet Eure Erfahrungen zum Ökoausgleich.» Auf diesen Aufruf hat K+P nur von einem einzigen Bauern eine Zuschrift erhalten. Die Redaktion hat deshalb zusätzlich Bauern, die sich am FiBL-Projekt «wildtierfreundliche Landwirtschaft» beteiligten, um Erfahrungsberichte gebeten.

In Ardez im Unterengadin lohnt es sich, auf extensive Bewirtschaftung zu setzen.

Hof Campell in Ardez: Intensität reduziert

Gian und Pia Campell bewirtschaften einen 44 ha grossen Biobetrieb in Ardez, davon 3 ha Wald. Das nutzbare Land liegt teilweise in der Ebene, teilweise am Berghang, zwischen 1400 und 2100 m ü. M. Campells Betrieb gehört zu den Modellbetrieben im Projekt des FiBL «wildtierfreundliche Landwirtschaft».

Gian Campell stimmte zu, als ihn Bio Suisse anfragte, ob er sich am Projekt zur «wildtierfreundlichen Landwirtschaft» beteilige. Neben ihm machten drei weitere Bauern von Ardez mit. Einerseits sollten ihre Betriebe vom FiBL analysiert werden, anderseits bestand die Aussicht, sich am Vernetzungsprojekt zu beteiligen, welches das kantonale Natur- und Umweltschutzamt in Ardez starten wollte. «Ich habe immer Interesse, wenn ich mich weiterbilden kann», begründet Gian Campell seine Beteiligung am Projekt. Ausserdem lockte die Aussicht, eine Analyse zu erhalten, wie der Betrieb wirtschaftlich dasteht.

Gian Campell war offen für Veränderungen, denn er hatte schon einige Zeit überlegt, auf welche Art er weiterbauern wollte. Mit seinen 25 Hochleistungskühen stand er vom Stundenaufwand her immer am Anschlag. Pia Campell arbeitet 40 Prozent ausserhalb des Hofs, hilft im Sommer an den freien Tagen bei der Heuernte und ist für die Direktvermarktung zuständig. Der Bauer bewältigt die restliche Arbeit

Hof Campell: von Hochleistungskühen zu Mutterkuhhaltung.

allein mit Unterstützung eines Lehrlings. Dafür war der Betrieb eigentlich zu gross. Ausserdem musste der Biobauer so viel Futter zukaufen, dass er immer an der Grenze stand, bei der Kontrolle als Biobetrieb zu bestehen. «Das gefiel uns nicht», erinnert er sich. Deshalb hegte er schon lange die Idee, auf Mutterkuhhaltung zu setzen. 17 Mutterkühe weideten bereits auf seinem Land, und er hatte Freude an diesem Betriebszweig. Den Ausschlag für eine Veränderung gab schliesslich, dass er zu seiner Gesundheit stärker Sorge tragen und mehr Zeit für die Familie haben wollte.

Das FiBL analysierte den Betrieb, wertete die Buchhaltung aus und erhob die Arbeitsleistung gemäss Normvorgaben. Darauf basierend berechnete es verschiedene Szenarien für seinen Betrieb und kam zum Schluss, dass die Mutterkuhhaltung die beste ökologische und ökonomische Lösung brachte. Eine Alternative wäre auch gewesen, auf genügsamere Milchkühe zu setzen. Doch «Kühe mit 5000 bis 6000 l Milchleistung, das hätte mir keine Freude gemacht», sagt Gian Campell. Im Februar 2007, nach längerem Überlegen, fiel der Entscheid für die Umstellung, Ende April 2007 melkte er zum letzten Mal. Das war schon ein halbes Jahr bevor er den Schlussbericht des FiBL erhielt. Das Ergebnis empfindet Gian Campell als sehr gut. Jetzt habe er in der Regel genügend eigenes Futter und müsse nur noch Mineralsalz dazukaufen. Seit ungefähr drei Jahren veranstaltet die Bauernfamilie auch verschiedene Anlässe, zum Beispiel Hoffeste und Betriebsbesichtigungen mit Verpflegung. Diesen Betriebszweig möchten sie gerne weiter ausbauen.

Gleichzeitig mit der Umstellung unterschrieb Gian Campell auch den Vertrag mit dem Kanton für das Vernetzungsprojekt. Zwar liess sich die Ökoausgleichsfläche von 28 Prozent Flächenanteil nicht gross steigern. Denn wenn er mehr extensive Wiesen hätte, müsste er mehr Dünger auf dem besten Land in der Talzone ausbringen. «Das wäre nicht mehr nachhaltig und somit auch nicht im Sinn der Sache», erklärt der Biobauer. Doch für etliche Flächen vereinbarte er jetzt mit dem Kanton späte Mähtermine. So kam eine Fläche von 0,5 ha mit Moorwiesen ins Vernetzungsprojekt, die neu nicht vor dem 15. Juli gemäht werden dürfen. Für die Bergwiesen wurde der Mähtermin auf 1. August angesetzt. Letzteres entspricht seiner bisherigen Praxis, wird jetzt aber neu mit einem Vernetzungsbeitrag belohnt. Ins Vernetzungsprojekt integriert wurden auch die Terrassenmauern und Steinhaufen, wo er nur noch einmal statt zweimal pro Jahr mäht. Das spart etwas Arbeitszeit. Campell freut sich – wie die Gäste im Sommertourismusgebiet – an der Schönheit und Lebendigkeit seiner extensiven Flächen, an den vielen Blumen, Schmetterlingen und Eidechsen. Die ganze Umstellung hat sich gelohnt, bilanziert Gian Campell: «Jetzt habe ich eine bessere Lebensqualität.»

Hof Thom in Ardez: Nur kleine Retouchen

Auch die Familie Thom beteiligte sich am gleichen Projekt in Ardez. Sie bewirtschaftet auf 1470 m ü. M. 27 Hektaren. Zum Betrieb gehören 24 Mütterkühe mit Kälbern, 30 Mutterschafe, 9 Ziegen und 150 Hühner. Das Fleisch der Mutterkuhkälber vermarkten Thoms direkt als Natura Beef. Jon Paul Thom berichtet:

Ich wurde vom FiBL angefragt, ob ich interessiert wäre, an einem Projekt mitzuarbeiten, in dem es um wildtiergerechte Landwirtschaft im Berggebiet geht. Als Leiter eines Biobetriebs war ich der Meinung, dass es sicher einen Versuch wert sei. Es war das erste Mal, dass ich an einem solchen Projekt mitmachte. Ich war positiv überrascht, wie genau und seriös gearbeitet wurde. Jedes kleine Detail wurde ausgeleuchtet. Verschiedene Szenarien wurden durchgerechnet: Ist-Zustand, Intensivierung, Extensivierung und Optimal-Lösung. Die Auswertung zeigte, dass unser Betrieb auf dem richtigen Weg ist, denn der Ist-Zustand und die Optimalvariante kamen einander sehr nahe. Dennoch gab es Schlussfolgerungen für kleinere Änderungen.

Die Ausgleichsflächen unseres Betriebes umfassen Flachmoore, Trockenstandorte, extensive sowie wenig intensive Flächen, Wiesen mit seltenen Blumen und Trockenmauern. Sie machen 37 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche aus. Zum grössten Teil handelt es sich um gewachsene Strukturen. Ich konnte feststellen, dass mit der Bewirtschaftung als Ökoausgleichsflächen die Artenvielfalt an Pflanzen und Tieren zunahm, was auch betriebswirtschaftlich Vorteile bringt. Meiner Meinung nach braucht es Leute, die solche Projekte durchziehen, damit wir Bauern uns über unsere Bewirtschaftung Gedanken machen. Die Projektleiter ihrerseits lernen dabei, unsere Arbeit zu schätzen.

Hof Jenni im Entlebuch: Hecke gepflanzt

Ein weiterer am FiBL-Projekt beteiligter Betrieb liegt im Entlebuch. Franz und Annemarie Jenni wirtschaften in der Bergzone 3 auf 1100 m Höhe. Das Land liegt auf der Sonnenseite rund um den Hof auf der Balm in Escholzmatt. Neben 20 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche gehören dazu fast 16 ha Wald.

Milch ist der wichtigste Betriebszweig der Jennis. 16 Kühe, die durchschnittlich 5700 l Milch geben, leben auf dem Betrieb, dazu sechs bis sieben Stück Jungvieh. Daneben steuern verschiedene Betriebszweige etwas zum Einkommen bei. So bauen Jennis auf 13 Aren Kräuter für die Verarbeitung an, haben etwas Saumast und beherbergen Feriengäste. Als grosse Anziehungspunkte für die Agrotouristen leben auf dem Hof auch zwei Pferde und zwei Esel. Auch Bio sei ein wichtiger Punkt, weshalb sich Gäste für Ferien bei ihnen interessierten, erläutert der Bergbauer.

Zum FiBL-Projekt stiess Franz Jenni, weil der Landwirtschaftsbeauftragte seinen Betrieb empfohlen hatte. Wie in Ardez ging es hier gleichzeitig darum, an einem Vernetzungsprojekt mitzumachen. Franz Jenni interessierte, für möglichst viele Tiere der Kulturlandschaft gute Bedingungen zu schaffen. «Wir wollen einen schönen, naturnahen Betrieb und sind auch vom Bioanbau überzeugt», sagt

Hof Jenni: Vieh, Kräuter und Agrotourismus.

Jenni. Gleichzeitig muss es aber wirtschaftlich aufgehen.

Aus einem Kurs am FiBL wusste der Bauer, dass das Forschungsinstitut die Ökonomie der Ökologie nicht hintan stellt. Dort sei er auch auf die Direktzahlungen für spezielle Naturschutzleistungen hingewiesen worden. Die Kombination sprach ihn an. Denn er könne nicht auf Kosten des Einkommens extensiver wirtschaften, den Verdienst müsse er halten. So wies er einen Vorschlag des FiBL's zur Extensivierung seiner schönsten Weide als nicht realisierbar zurück. Gerne hätte er hingegen «eine Blüemliwiese» angesät. Diese Arbeit steht noch aus. Jenni wartet immer noch darauf, dass die Person, die beim Kanton für das Vernetzungsprojekt zuständig ist, seine Anfrage für Beratung beantwortet.

Hingegen hat Franz Jenni entlang eines Weges eine 140 Meter lange und drei Meter breite Hecke gesetzt. Dazu kommt ein Saum von drei Metern Breite, der extensiv zu nutzen ist. Er kann sich vorstellen, eine weitere solche Hecke zu pflanzen. Profitieren kann davon unter anderem der Neuntöter, der im Gebiet sein Nest bereits in wilden Rosen anlegt. Ins Vernetzungsprojekt integrieren konnte er 26 Hochstammbäume und 15 einzeln stehende Laubbäume. Zu den Ökoausgleichsflächen gehören des Weiteren zwei extensive Wiesen, die er ab Mitte Juli mäht sowie eine Riedwiese, von der er Trockenstreue gewinnt. Insgesamt ergibt das nicht ganz 10 Prozent Flächen, für die Ökoausgleichszahlungen entrichtet werden.

Franz Jenni würde es begrüssen, wenn die Direktzahlungen nicht so stark wie heute auf das Vieh ausgerichtet wären. Wenn er heute die Tierzahl reduzierte, gingen Tausende von Franken verloren. Dabei müsse er immer kämpfen, genügend Futter zu gewinnen. Seit der Umstellung auf biologischen Landbau arbeitet er auf eine leichte Kuh hin, die sich für Vollweidebetrieb in den steilen Hängen eignet. Dabei hat er teilweise auf Originalbraune rückgezüchtet.

Bei den Direktzahlungen sollten arbeitsintensive Bereiche wie Kräuteranbau nach Jennis Ansicht stärker unterstützt werden. Für Betriebszweige wie Direktvermarktung, Agrotourismus oder auch Hofkäsereien wünschte er sich ebenfalls Abgeltungen. Diese Betriebszweige seien für das Image der Landwirtschaft bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung sehr positiv.

Hof Brawand in Grindelwald: Ökoflächen einträglich

Nur ein Bauer hat auf unseren Aufruf in K+P 3/08 reagiert, Bergbauer Brawand aus Grindelwald.

Mit dem Standpunkt von Andreas Bosshard bin ich zum grössten Teil einverstanden: Mit dem Ansäen von Ökowiesen allein kommen die Blumen nicht zurück. Die Zahlungen für den Ökoausgleich sind finanziell sehr interessant, ein gutes Einkommen bei tiefen Kosten. Mein Betrieb ist in der Bergzone 3, und ich bewirtschafte davon 45 Prozent als Ökoflächen, das meiste mit Ökoqualität. Dabei ist es wichtig, dass der Rest des Betriebes sich anpasst. Die extensiven Wiesen haben Priorität, weil sie die Ökoqualität erfüllen und damit den höchsten Betrag pro Are bringen. Extensive Weiden sind für mich nicht interessant und haben deshalb den Status des Lückenfüllers. Leider setzt der Bund ein 50-Prozent-Maximum, sonst würde ich die Ökoflächen noch deutlich erhöhen.

Chrigel Brawand, Grindelwald

Agrarjournalistin: Hand- und Kopfarbeit ungleich entlöhnt

Auf den Aufruf reagierte auch eine Agrarjournalistin. Sie äussert sich kritisch dazu, was beratende Ökologen einerseits und Bauern andererseits verdienen. Ein Thema, das zu diskutieren wäre. Die am Projekt «wildtierfreundliche Landwirtschaft» beteiligten Bauern sahen es positiver.

Mir fällt auf, dass es ganz viele Öko-Projekte gibt, bei denen sehr viel Geld fliesst. Allerdings weniger an die Bauern, als viel mehr zu den Ökologen. Nehmen wir das Projekt Agrikuul: Da haben sieben Bauernbetriebe über sechs Jahre hinweg im Rahmen eines Meliorationsverfahrens ihre Umweltleistungen ausgebaut. Dabei flossen 720 000 Franken, 36 Prozent davon gingen an die Projektleitung. Oder nehmen wir die Vernetzungsprojekte: Hier veranschlagen diejenigen, welche die Vernetzung planen, zwischen 50 000 und 100 000 Franken für ihren Aufwand, während das, was die Bauern zusätzlich erhalten, vielleicht bei 10 000 bis 20 000 Franken pro Jahr bringt. Ist das ein Grund, weshalb sich die Ökologen so sehr für ökologische Massnahmen einsetzen? Das wäre sicher eine Unterstellung. Aber es ist ein Aspekt, der auch einmal behandelt werden dürfte: Die unterschiedliche Wertschätzung von Hand- und Kopfarbeit, von Natur-Erhaltung und Natur-Verwaltung. Die Ökologen definieren, was gut und was schlecht, was Qualität und was nicht Öko-Qualität ist. Trotzdem können sie den Bauern nicht immer sagen, was sie tun müssen, um zu einem qualitativ hochwertigen Ergebnis kommen.

Eveline Dudda, Agrarjournalistin

vatterland

HIER ENTSTEHT ZUKUNFT.
HEUTE – GANZ KONKRET.

Am Bärenplatz in Bern.
www.vatter.ch

Sagenhafte Geschichten zum lebendigen Boden!

Die Idee entstand in der Arbeitsgruppe «Worte und Bilder in der Landwirtschaft» des Bioforum Schweiz. Auf der Suche nach Alternativen zu einem Biolandbau, der nur über Vorschrift, Kontrolle und Sanktionen gesteuert wird, fragten sich die Mitglieder dieser Gruppe, was denn eigentlich frühere Generationen bewog, sorgsam mit der Umwelt umzugehen. Sie stiessen bei dieser Suche auf spannende Geschichten, auf Sagen und Märchen, auf Poesie und Bräuche und kombinierten sie mit dem Wissen über das Bodenleben, wie es zum Beispiel am FiBL erforscht wird. Hinter allem Sichtbaren steckte da etwas Unsichtbares, Geheimnisvolles, das mindestens so wahr war wie das Sichtbare. Claudia Capaul als Biobäuerin und Märchenerzählerin, Christine Kradolfer als Leisundlautmalerin, Martin Köchli als dichtender Biobauer, Otto Schmid als FiBL-Forscher und Nikola Patzel als Umweltwissenschaftler und (volkskundlicher) Psychologe brachten am 22. November in Willisau wundersame und weise, oft längst vergessene Geschichten spannend ans Tageslicht.

Und das Schöne dabei: Auch Sie können diese Darbietung noch geniessen. Denn wer Lust auf die Bodengeschichten hat, kann die Gruppe engagieren! Potenzielle VeranstalterInnen erhalten bei der Geschäftsstelle des Bioforum ein Merkblatt, was sie für den Auftritt vorbereiten und bereitstellen sollten. Worauf sich das Publikum einlässt, vermittelt ein Besucher des Willisauer Anlasses, Donat Capaul, anschaulich:

Darf ein Biobauer eine Seele haben? Was verstanden unsere Vorfahren unter nachhaltiger Landwirtschaft, und wohin wollen wir?
Die zahlreichen Richtlinien, Hilfsstofflisten und Vorschriften bringen komplexe politische Abwägungen zum Ausdruck, sind ein Konstrukt hochgradiger Gedankenarbeit. Doch je detaillierter sie ausfallen, umso mehr entfernen sie sich von demjenigen, was der Bauer bei seiner Arbeit erlebt. Dankbarkeit gegenüber der Muttererde lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Die Idee des Biolandbaus ist am Sklerotisieren. Das Skelett aus Rationalisierung und Markthuldigung droht zusammenzufallen, wenn das Fleisch am Knochen, die lebendigen Muskeln, nicht gepflegt werden.
Mehr als erkannt hat dies eine fünfköpfige Truppe, denn sie führte uns ein in die verschiedenen Geheimnisse hinter dem Sichtbaren.

Aus dem Hintergrund trat ein Erdmännchen vor die Zuschauer, und es las uns ein Gedicht vor. Ein Regenwurm aus dem FiBL bohrt schon lange in der fruchtbaren Erde. Er erzählte uns von seinen Bekanntschaften im Erdreich. Ein Singvogel vertrieb den Regenwurm, sobald er sich in seinen fantastischen Zahlen verlor, denn wir wollten ja wissen, wie es sich unter dem Boden, da in dieser dunklen Erdmasse anhört und nicht, wie viele Kilogramm lebendige Proteinmasse sich pro Hektare verteilen. Eine bunt gekleidete Fee erzählte uns von ihrer Heimat, von dem Reich der kleinen Männchen und dem Haushalt der Holundermutter. Da stand ein Gelehrter auf, ich sah es nicht ganz genau, aber ich vermute, er hatte einen sehr grossen Kopf. Denn er wusste viel zu viel, als dass er uns alles hätte erzählen können. Ich wusste nicht, dass es ein Brauch war und heute noch teilweise ist, als Erstes ein Kreuz ins Feld zu säen. Und warum kommen die Heinzelmännchen nicht mehr, wenn der Bauer weiss, was für Füsse sie haben? Den Schluss machte das kecke Erdmännchen: Ein Rädli kann nicht wachsen, keine Wurzeln schlagen. Es steht nie in Blüte und trägt nie Früchte, es dreht sich nur um sich selbst.
Zwischen den vielfältigen Beiträgen gab es eine zwölfminütige Pause, während welcher der kluge Regenwurm, der analysierende Gelehrte und die leichte Fee mehr als einmal aus dem Hintergrund auftauchten, stets gestört vom Singvogel, welcher uns zurückrief, zusammenrief und uns voranflog in die Zukunft des Biolandbaus.

Als Zuschauer waren wir während des Abends immer wieder gefordert, uns das Dargebotene selber zusammen zu reimen. Es blieb viel Platz zwischen den Zeilen. Ich nahm von diesem Abend kein Rezept mit, sondern die Erfahrung einer gemeinsamen Welt, die ich zwar noch nie gesehen habe, aber die mir trotzdem vertraut vorkommt.

Intermezzo

Vier Ausgaben von Kultur und Politik habe ich dieses Jahr als Redaktorin gestalten können – zusammen mit Wendy Peter, Werner Scheidegger, Jakob Weiss und Christian Gamp. Es war spannend, sich auf diese gründliche Weise mit (land)wirtschaftlichen und weltanschaulichen Themen auseinander zu setzen. Nicht viele Zeitschriften segeln noch mit diesem Tiefgang. Die Mehrzahl heutiger Presseerzeugnisse ist mit Turbo-Motor unterwegs, streift vieles, überfährt manches und bleibt selten hartnäckig an den grundlegenden Themen dran.

Trotzdem nehme ich bereits wieder Abschied. Ich bin vor einem Jahr aufs Schiff gestiegen, um es zu steuern, bis ein neuer Kapitän, eine neue Steuerfrau übernehmen würde. Ein Jahr habe ich für die Überfahrt eingeplant. Länger kann ich die Redaktion von Kultur und Politik neben meinen anderen Engagements nicht leisten. Leider ist es jetzt nicht möglich, das Steuer wie geplant direkt einem Nachfolger oder einer Nachfolgerin zu übergeben, da sich aus Kandidaturgesprächen nichts Konkretes ergeben hat.

Redaktor/-in gesucht

Der Platz ist also frei für eine Person, die sich gerne auf Inhalte einlässt, wie sie sich im Umfeld des Bioforums entwickeln: Gespräche auf dem Möschberg über die zukunftstauglichen bäuerlichen Wege und geeigneten Lebensformen, Berichte über konkret verwirklichte Alternativen und kulturelle Angebote, Auseinandersetzung mit widersinnigen Zukunftskonzepten und tauglichen Visionen. Wäre das nicht ein lohnendes Engagement für eine Bäuerin, die journalistisches Flair hat und sich gerne im Nebenverdienst für die (bio)bäuerliche Sache einsetzt?

Geschäftsleiterin Wendy Peter nimmt Ihren Anruf/Ihr Schreiben gerne entgegen und gibt Ihnen genauere Auskunft zu Aufgabe und Honorierung (Adresse siehe letzte Seite)!

Beatrix Mühlethaler

15. Möschberg-Gespräch

Dafür kämpfen wir: Zukunftsentwicklung der (Bio-)Landwirtschaft!

BIO FORUM Möschberg

Ausgangspunkte des Gesprächs:

Die eigenen Höfe und das Land erhalten…
(Bauernopfer – nein danke.)

Frei handeln, mit wem wir wollen…
(Globalisierungsvögte – nein danke.)

Unsere Wege gehen und dafür einstehen…
(Anpassungsgehorsam oder Verknöcherung – nein danke.)

Geistig-seelische Nachhaltigkeit entfalten…
(Abstumpfung, Seelenverlust, Getriebenheit – nein danke.)

Montag/Dienstag, 12./13. Januar 2009 im Seminar- und Kulturhotel Möschberg, 3506 Grosshöchstetten

Die Wege des Biolandbaus wurden begangen, weil Menschen nicht dem Möchtegern-Herrschergeist ihrer Zeit gehorchten und sich anpassten. Stattdessen wirkten Vertrauen in den vorhandenen inneren Kompass, Gespür für soziale Beziehungen und das Ziel zukunftsfähiger Landwirtschaft. Wie können wir dem wahnsinnigen «Fortschritt» des Zeitgeistes (auch in uns) das Wasser reichen und die jetzt richtigen Lebensformen suchen, erfüllen und erhalten?
Beim 15. Möschberg-Gespräch werden keine Referate zu hören sein. Denn wir treffen uns für Gespräche. Unsere Gemeinsamkeit ist der Wille, den jeweils richtigen Weg zu finden, egal ob «man» das gerade so macht oder nicht, und unsere Sorge um die Zukunft der bäuerlichen Landwirtschaft. Wir richten uns nach der Frage: «Was wollen wir?» und nicht: «Wie passen wir uns am besten an?».
So wie die ersten Pioniere des Biolandbaus nicht bei der Kritik ihnen gefährlich scheinender Entwicklungen stehengeblieben sind, wollen auch wir gemeinsam Wege aus einer für viele Familien ausweglosen Situation finden und ins Bild über tragfähige Entwicklungsmöglichkeiten kommen, für die wir kämpfen. Damit die schöpferischen Gespräche auch genug Ordnung haben, werden sie organisiert und moderiert. Für mögliche Redebeiträge zu einzelnen Erfahrungen und Themen gibt es kein Vorabprogramm. Seid auch auf eigene Beiträge vorbereitet, wir finden dann beim Gespräch vor Ort die richtige Form dafür.

Veranstalter	Bioforum Schweiz Geschäftsstelle Wellberg, 6130 Willisau Telefon und Fax 041 971 02 88 bio-forum@bluewin.ch, www.bioforumschweiz.ch
Ort	Seminar- und Kulturhotel Möschberg 3506 Grosshöchstetten, Telefon 031 710 22 22
Datum	Montag und Dienstag, 12. und 13. Januar 2009
Beginn, Ende	Am Montagmorgen um 9 Uhr Ankunft und Zimmerbezug, 9.30 Uhr Versammlung und Beginn. Am Dienstagnachmittag um 16 Uhr Abschluss des Beisammenseins, bei Bedarf individuelle Nachgespräche bis 18 Uhr.
Kosten	Kostenbeitrag Fr. 130.–, Mitglieder Bioforum Fr. 110.– Verpflegung und Unterkunft im DZ Fr. 179.– Einzelzimmerzuschlag Fr. 30.– Verpflegung ohne Übernachtung Fr. 110.– Alle Pausengetränke, Gipfeli usw. inbegriffen
Zeit zur Anmeldung	**bis 6. Januar 2009** per Brief, Fax oder Mail an die Bioforum-Geschäftsstelle Wellberg, 6130 Willisau Telefon und Fax 041 971 02 88; bio-forum@bluewin.ch
Teilnehmer/-innen	Bäuerinnen, Bauern und alle weiteren Akteure und Freunde des (biologischen) Landbaus
Vom neuen Beirat des Bioforums haben ihr Kommen zugesagt:	> Veronika Bennholdt-Thomsen: Spezialistin für wirtschaftliche Selbsterhaltung > Hans Bieri: Kämpfer für ökonomische Gerechtigkeit > Claudia Capaul: Biobäuerin und Märchenerzählerin > Bernhard Heindl: erdiger Philosoph aus dem Mühlviertel > Peter Hersche: Spezialist für historische Bauernuntergänge und -wiedergeburten > Peter Moser: Vertrauter der Schweizer Agrargeschichte > Nikola Patzel: Naturpsychologe und Umweltwissenschafter > Werner Scheidegger: Biopionier > Jakob Weiss: ländlich-sozialer Wortpfleger

Mit Unterstützung des FiBL Schweiz und der Bio Suisse.

Hans Müller: Pionier oder Ketzer?

Wir nehmen den 20. Todestag am 5. Dezember zum Anlass, an Anliegen von Hans Müller zu erinnern, die gerade heute in der sich anbahnenden Wirtschaftskrise wieder aktuell sind.

Wer sich mit der Geschichte des Biolandbaus beschäftigt, wird unweigerlich auf die Namen Hans und Maria Müller stossen. Beide haben dem organisch-biologischen Landbau entscheidende Impulse gegeben. Ihr Wirken vom Möschberg aus hat in viele Länder ausgestrahlt, und zahlreiche nationale Organisationen sind daraus entstanden. «Kultur und Politik» hat bei den verschiedensten Gelegenheiten diese Arbeit gewürdigt. Es gibt jedoch eine andere Seite ihres Wirkens, an die wir jetzt erinnern wollen.

Die grosse Krise zwischen den beiden Weltkriegen, aber auch persönlichen Erlebnisse im familiären Umfeld, haben Hans Müller geprägt und zum Handeln motiviert. Die sogenannte Schnapswelle am Ende des 19. Jahrhunderts hatte viele Familien an den Rand des Ruins getrieben. Das Miterleben solcher Not hat Hans Müller 1923 bewogen, das Sekretariat des neu gegründeten Vereins abstinenter Schweizerbauern zu übernehmen und sich für die alkoholfreie Obstverwertung zu engagieren. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine vielbeachtete Tätigkeit.

Kultur…

Müller vertrat die Ansicht, dass die rein fachliche Ausbildung nicht ausreiche, «unserem Volk über schwere innere und äussere Not zu helfen». Daraus erwuchs eine umfangreiche Bildungsarbeit mit den Bauernheimatwochen als Höhepunkte. Namhafte Persönlichkeiten wirkten an diesen von jeweils mehreren hundert Teilnehmern besuchten Wochen mit, zum Beispiel die späteren Bundesräte Minger und Feldmann, Bauernsekretär Ernst Laur und bekannte Schriftsteller wie Josef Reinhart, Ernst Balzli, Maria Waser u. a. 1927 übertrug die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei BGB Hans Müller ihre Jugendbildungsarbeit und wählte ihn in den Nationalrat. Höhepunkte waren die Jung-Bauern-Landsgemeinden mit jeweils mehreren tausend Teilnehmenden.

Parallel zu diesen Grossveranstaltungen bildeten sich örtliche Gruppen, die sich den Namen «Junges Bauernland» zulegten und im kleinen Kreis aktuelle Fragen ihrer Zeit erörterten. Unterstützt wurden diese Gruppen von der 1932 für diese Bildungsarbeit eröffneten Bauernheimatschule Möschberg und einer Versandbibliothek mit gut 3000 Bänden zu fachlichen, politischen, ethischen und kulturellen Themen.

…und Politik

Diese vor allem kulturell ausgerichtete Bildungsarbeit fand grosse Zustimmung in breiten Kreisen. Bis Hans Müller begann, sich angesichts der vor allem für kleine Bauernbetriebe immer spürbarer auswirkenden Wirtschaftskrise intensiv mit Wirtschaftspolitik auseinander zu setzen. Der Bundesrat und die bürgerlichen Parteien wollten die Krise mit dem Senken von Preisen und Löhnen bekämpfen, um das Staatsbudget im Gleichgewicht zu halten. Hans Müller engagierte sich, zusammen mit seinen Jungbauern, mit Gewerkschaften und Angestelltenverbänden mittels einer «Kriseninitiative» für eine Wende. Die Initianten wehrten sich gegen den Preis- und Lohnabbau und forderten eine Anpassung des Wechselkurses und Arbeitsbeschaffungsprogramme, um die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen.

Die Geschichte hat der Opposition in vielen Teilen Recht gegeben. Vieles, was damals aus der Opposition heraus gefordert wurde, ist zum Teil schon wenig später umgesetzt worden und gehört noch heute zum Instrumentarium der Konjunktursteuerung. Aber innerhalb der BGB wurde Hans Müller isoliert und 1935 aus der Partei ausgeschlossen mit der Begründung, er gebärde sich als «Steigbügelhalter der politischen Linken» und «treibe die jungen Kräfte der Bauernsame bewusst dem Marxismus in die Arme».

Gegen den Willen sämtlicher Parteien, auch der Sozialdemokraten, lancierten die Jungbauern 1942 im Kanton Bern eine Initiative für eine allgemeine Altersversicherung und fanden damit beim Stimmvolk Zustimmung. Die Umsetzung fand dann im Blick auf die zu erwartende eidgenössische Vorlage, die heutige AHV, nicht mehr statt, aber die Jungbauern haben wesentlich mitgeholfen, diesen Weg zu ebnen.

Ein weiterer Vorstoss galt einem Bodenrecht, das den landwirtschaftlichen Boden der Spekulation entziehen sollte. Insbesondere sollten die diesbezüglich während des Zweiten Weltkrieges geltenden Sondervollmachten in ordentliches Recht übergeführt werden. Die Initianten machten dabei unter anderem geltend, dass unter dem Regime dieser Vollmachten die Verschuldung der Landwirtschaft zurück gegangen sei. Die Vorlage fand jedoch keine Gnade vor dem Stimmvolk. Je nach Standort wurde das Vorhaben als kommunistisch oder nationalsozialistisch abqualifiziert.

1946 zog sich Hans Müller desillusioniert aus der Politik zurück und wandte sich einem vermeintlich weniger stark emotional aufgeladenen Thema zu: dem biologischen Landbau. Dass dies eine irrige Annahme war, haben vor allem ältere Biobauern noch in lebhafter Erinnerung.

Versuch einer Wertung

Hans Müller war vielen ein unbequemer Zeitgenosse. Er hat Ideen vertreten, lange bevor sie mehr-

heitsfähig geworden sind. Für diese Ideen, sei es die Abstinenzbewegung, die Wirtschafts- und Bodenpolitik oder später den Biolandbau, hat er sich äusserst kompromisslos engagiert. Damit hat er den Widerstand derjenigen provoziert, die in der jeweiligen Situation tonangebend waren oder von ihr profitierten. Tragisch ist, dass er mit seiner kompromisslosen Haltung und seinem prononcierten Führungsanspruch auch immer wieder einen Teil seiner Weggefährten, die seinen Anliegen an sich wohlwollend gegenüber standen, vor den Kopf stiess.
Hans Müller war vielen seiner Anliegen ein wirkungsvoller Wegbereiter. Auf ihn trifft ein Wort des französischen Philosophen und Theologen Teilhard de Chardin zu: «Die wirklich nützlichen Dinge geschehen zu einem bestimmten Zeitpunkt…und wenn man zur falschen Zeit versucht, was an sich richtig ist, kann man ein Ketzer werden. Neues ist für die, die nicht darauf vorbereitet sind, oft Irrtum, weil es nicht widerspruchslos in ihre Vorstellungen eingeht ... Es ist entmutigend, vor seiner Zeit zu leben und missverstanden oder aufgehalten zu werden.» Hans Müller fragte nicht, ob die Zeit reif sei für das, was er als richtig erachtete. Damit ist er tatsächlich für viele ein «Ketzer» gewesen. Aber er hat manche harte Kruste aufgebrochen, die später mit «feineren» Werkzeugen zu fruchtbarem Boden weiterbearbeitet wurde. Daran wollen diese Zeilen erinnern.

Bioforum Schweiz

Literatur:
Riesen René, Die Schweizerische Bauernheimatbewegung, Francke Verlag Bern, 1972
Moser, Peter, Der Stand der Bauern, Verlag Huber Frauenfeld, 1994

Droht Energie- oder Klimakollaps?

Die globale Finanzkrise und die drohende Rezession haben die Probleme der Energieversorgung in den Hintergrund gerückt und vorläufig entschärft. So ist der Preis für Erdöl nach seinem Allzeithoch von 147 Dollar pro Barrel (rund ein Franken pro Liter) vom Juli bis Mitte November auf weniger als die Hälfte gesunken. Doch das Problem bleibt: Die Welt plündert die Vorräte von Erdöl und andern nicht erneuerbaren Energieträgern. Das damit in die Atmosphäre entweichende CO_2 beschleunigt den globalen Klimawandel.

In der jüngsten Ausgabe des «Widerspruchs» widmen sich 17 Autoren diesem Thema. Die Entwicklung und die Grenzen der Energieversorgung sowie die Folgen des Klimawandels werden aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet und mögliche Lösungen zur Diskussion gestellt: Lässt sich die Energieversorgung mit Steigerung der Effizienz von Häusern, Autos und Geräten sichern? Können Sonne, Wind und Geothermie prognostizierte Stromlücke stopfen? Wie weit können Treibstoffe aus Nahrungsmitteln das Erdöl ersetzen? Und auf Kosten von wem? Entschärft der Emissionshandel das globale Klimaproblem?
Oder müssen wir genügsamer werden? Und was bedeutet eine Verminderung des Konsums für die Wirtschaft?

Der Widerspruch thematisiert nicht nur die Menge (an Energie und Klimagasen), sondern auch die Verteilungsfrage. Mehrere Beiträge kommen zum Schluss, dass es eine neue Wirtschaftsordnung braucht, um Kriege um Erdöl oder einen Klimakollaps zu vermeiden.

Bezug siehe Inserat.

Kurs für Bioweinbau

Fredi Strasser, Agronom ETH und Biowinzer, bietet nächstes Jahr wieder einen Kurs für Bioweinbau an. Der fünfteilige Kurs startet am 14. März 2009 und endet im Januar 2010 (je 9 bis 12 Uhr). Vorkenntnisse sind nicht nötig. Teilnehmende lernen alle wichtigen Grundlagen in Theorie und Praxis. Es werden die Eigenschaften von zehn resistenten Rebsorten im Vergleich zu bisherigen, gespritzten Sorten vermittelt. Themen: Pflege, Schnitt, Nährstoffversorgung, Vogelschutz, Wimmet, Abfüllung und vieles mehr. Am Ende jedes Kurstages wird Wein degustiert. Kursort ist das Cultiva-Bioweingut in Unterstammheim/Nussbaumen.
Info: F. Strasser, 052 740 27 74, www.cultiva.ch

Vierter Naturkongress

Der Boom von Biomasse-, Wind- und Sonnenenergie, Wasserkraft und Geothermie wirft eine Frage auf: Wie kann die angestrebte Vollversorgung der Schweiz mit erneuerbarer Energie realisiert werden, ohne die bereits strapazierte Artenvielfalt, Wälder, Gewässer und Landschaften zusätzlich zu belasten? Angesichts der Erderwärmung und versiegender fossiler Quellen bahnen sich neue Konflikte an, etwa zwischen Klima- und Landschaftsschutz oder zwischen Umwelt- und Naturschutz. Am 4. «NATUR»-Kongress vom 19. Februar 2009 im Kongresszentrum Basel steht diese Frage im Mittelpunkt der Referate und Dialoge.
Info: Büro ecos, 061 205 10 10, www.natur.ch

WIDERSPRUCH
54

Energie und Klima

Neues Energieregime; Industrialisierung und CO_2-Agrotreibstoffe kontra Ernährungssouveränität; Klima-Kapitalismus der EU; Solarzeitalter und erneuerbare Energien; Mobilitätswahn; 2000-Watt-Gesellschaft; Grüne und ökologische Politik; Nachhaltige Natur- und Geschlechterverhältnisse

E. Altvater, P. Niggli, T. Goethe, A. Brunnengräber, K. Dietz, H. Scheer, H. Guggenbühl, B. Ringger, S. Wolf, B. Piller, A. Braunwalder, B. Glättli, B. Flieger, H. Klemisch, A. Biesecker, S. Hofmeister, T. Santarius

Diskussion

- U. Brand: Sozial-ökologische Perspektiven
- BUKO: Vergesst Kyoto! Die Katastrophe ist da
- R. Schäfer: Afrika, Frauen, Nachhaltigkeit
- B. Kern: Ökosozialismus oder Barbarei
- P. Purtschert: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz

224 Seiten, Fr. 25.– (Abonnement Fr. 40.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei:
WIDERSPRUCH · Postfach · 8031 Zürich
Telefon / Fax 044 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch · www.widerspruch.ch

Ökonomie der Nähe

Eine «Ökonomie der Nähe» könnte die Globalisierung ablösen, wenn wir uns vom Erdöl verabschieden (müssen). Eine Tagung in Chur zeigt: Die Diskussion über regionale Produktion beschäftigt nicht nur die Bauern und Bäuerinnen.

Wie weit kann der globale Waren- und Energiehandel aufrecht erhalten werden, wenn der Höhepunkt (Peak) der Öl- und Gasförderung überschritten wird? Lässt sich das danach schrumpfende Angebot mit erneuerbarer Energie ersetzen? Werden Biogas oder Wasserstoff die Weltwirtschaft in Schwung halten? Oder bricht der globale Markt zusammen?

Wenn das Erdöl knapp wird, gewinnt regionales Potenzial an Bedeutung.

Diesen Fragen widmete sich die Tagung «Erneuerbare Energien, Passivhaus und Peak-Oil», die der Bündner Unternehmer Josias Gasser in Chur organisierte. Eines war dabei unbestritten: In Gebäuden, die heute etwa die Hälfte aller nicht erneuerbaren Energie verbrauchen, besteht ein grosses Potenzial, um Energie zu sparen und/oder durch erneuerbare Energieträger zu ersetzen.

Nur: Eine Versorgung mit erneuerbarer Energie erfordert andere Strukturen als die heutige zentralisierte Versorgung mit Öl, Gas und Atomstrom, vertritt Hermann Scheer, deutscher Politiker und Vorsitzender des Weltrates für erneuerbare Energien. Der Wandel vom konzentrierten Erdöl zur breit gestreuten Solarenergie führe, so sagte Scheer in Chur, zu einem Ersatz der multinationalen Grosskonzerne durch kleine und mittlere Unternehmen. Auch die Steigerung der Energieeffizienz bewirke eine Verschiebung, ergänzte Wolfgang Feist, Professor für Bauphysik und Begründer des Passivhaus-Standards: Die Energiewirtschaft werde an Bedeutung verlieren, die Bauwirtschaft gewinnen.

Von der Masse zum Mass

Ein Wandel von globaler zu dezentraler Versorgung dürfte viele Marktsektoren erfassen. Die deutsche Handwerksforscherin Christine Ax prophezeit einen generellen Wandel der Wirtschaft – weg von der Globalisierung, hin zu einer «Ökonomie der Nähe», die vermehrt auf einem neuen, durch Internet vernetzten Handwerk basiert.

Im Unterschied zu andern Referenten kritisierte Ax nicht nur den masslosen Einsatz von Energie, sondern die Verschwendung generell: «Diese Welt ist zu klein, um alle drei Jahre eine funktionierende Produktgeneration durch eine neue zu ersetzen, die sich durch irgend ein dummes Zusatzfeature oder neues Design auszeichnet.» Kurzlebige möchte sie deshalb durch langlebige Produkte ersetzen, Massenkonsum durch einen Konsum nach Mass, denn, so schloss sie in Anspielung auf einen Anbieter von billiger Massenware: «Eine nachhaltige Zukunft benötigt nicht nur einen ‹Peak-Oil›, sondern auch einen ‹Peak-Aldi›.»

Kleinheit und Freiheit

Auf der Rednerliste in Chur standen Physiker, Architekten, Philosophinnen und Gewerbetreibende, die Modelle und praktische Beispiele für eine dezentrale Energie- und Güterversorgung präsentierten. Manche von ihnen sehen den «Peak Oil» weniger als Bedrohung denn als Chance für eine regionale Entwicklung mit kleinräumigeren Strukturen, etwa der Bündner Architekt und Dozent Gion A. Caminada. Er formulierte Sätze wie diesen: «Nur in einem überschaubaren Raum kann ich Sinn entwickeln, mit entscheiden und damit Verantwortung übernehmen», denn: «Die Welt ist zu gross für Freiheit.»

Bündner Beispiele

Regionale Wertschöpfung hat neben der Landwirtschaft auch in der Forst- und Bauwirtschaft (inklusive Architektur) noch grosse Bedeutung. Gerade in diesen Branchen stösst man auf manche Neuerungen, welche die lokale Eigenständigkeit stärken oder den Anteil an regionaler Wertschöpfung erhöhen. Die von rund 400 Personen besuchte Tagung des ökologisch profilierten Baumaterialhändlers Josias Gasser lieferte konkrete Beispiele. Dazu zählen Häuser – unter ihnen das erste Bündner Mehrfamilienhaus im Passivhaus-Standard –, die sich mit wenig und lokal verfügbarer Energie begnügen. Dazu gehört auch die Produzentenkette Alpinavera, die regional erzeugte Nahrungsmittel fördert und vermarktet. Bemerkenswert ist, dass selbst in abgelegenen Tälern, die Ökonomen aus dem Unterland gerne als «alpine Brache» bezeichnen, neue Kleinbetriebe erblühen. Etwa der Forst- und Holzverarbeitungsbetrieb von Andrea Florinett, der mit innovativen Produkten wie Mond- oder Klangholz sowie kreativen Vermarktungsmethoden in den letzten Jahren neue Arbeitsplätze schaffen konnte; dies im abgelegenen Dörfchen Latsch (oberhalb von Bergün).

Die Re-Regionalisierung mag als klein und unbedeutend erscheinen. Doch ihre Bedeutung wird wachsen, wenn Erdöl, das die Weltwirtschaft antreibt, knapp und teurer wird. «Ich bin nicht traurig, wenn das Öl ausgeht», sagte der Architekt Gion A. Caminada, «denn das ist eine Riesenchance für die Region und die regionale Kultur.»

Hanspeter Guggenbühl

Demokratische Nahrungsversorgung ist möglich

Martin Köchli äussert im folgenden Text seine Gedanken über Machtausübung und Gestaltungswillen und mit welchen Mitteln wir Menschen unsere Zukunft gestalten.

Auf der Suche nach dem, was wirklich trägt, landet man ja immer auf dem Boden. Allen mehr oder weniger mutigen und mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen zum Trotz: Losgelöst von der Lebensgrundlage Boden zu existieren, ist bisher noch kaum jemandem gelungen.

Allein diese Tatsache macht es natürlich interessant, Besitzer von – möglichst fruchtbarem – Boden zu sein, ist es doch ein ganz probates Mittel, Macht auszuüben. Diese Macht verstärkt sich natürlich noch, wenn man auch über das verfügen kann, was der Boden an Nahrung hergibt. Nun ist Machtausübung nicht a priori schlecht, wenn sie fähig ist, Gerechtigkeit herzustellen. Eine Erfahrung aus der politischen Geschichte kann aber durchaus auf die Wirtschaft, hier im Speziellen auf die Landwirtschaft und ihre Produkte, übertragen werden: «Der Hang des Menschen zur Ungerechtigkeit macht Demokratie nötig. Und der Hang des Menschen zur Gerechtigkeit macht Demokratie möglich.»

Demokratie mindert Exzesse

Immerhin konnte in der Schweiz über politische Prozesse in den letzten Jahren und Jahrzehnten einiges verhindert oder zumindest abgemildert werden, was da von der Agroindustrie und ihrem Umfeld den Bauern überzustülpen geplant war. Zu diesen Zumutungen gehört nicht nur eine ungehemmte Produktionssteigerung mittels chemischer Hilfsmittel, zwecks preisdrückender Überproduktion und der damit verbundenen (Über-) Belastung von Boden, Umwelt und Gewässern. Dazu gehört auch die Gentechnologie, die den zwar immer bestrittenen, aber doch vorhandenen Effekt hat, dass ihre Beherrschung auch die Beherrschung des fast ganzen Produktionsprozesses von Nahrung beinhaltet. Solch spekulative Prozesse können allerdings genauso negative Folgen zeitigen und ausarten, wie es derzeit die Finanzmärkte tun.

Deshalb ist eine demokratisch-politische Übersicht und Kontrolle nicht nur bei den Finanz-, sondern auch bei den Agrarmärkten eine unabdingbare Notwendigkeit und Grundlage für Gerechtigkeit. Damit Nahrung vorab zum Hunger geht und nicht vorab zum Geld. Vor der Tatsache, dass derzeit in kaufkräftigen Regionen dieser Welt enormer Überfluss und unheimliche Verschwendung möglich sind, während in armen Regionen bittere Entbehrung und todbringender Hunger herrschen, ist die Meinung, man könne weiterfahren wie bisher, zynisch.

Gestalten statt plündern

Menschenwürdiger – auch uns selber gegenüber – ist die Aussicht auf eine Welt, die so gestaltet ist, dass der Zugang zu Nahrung und Ressourcen allen offen steht. Es kann ja nicht Aufgabe des Menschen sein, die Plünderung dieses – immer noch einzigen – Leben spendenden Planeten und seiner Bewohner zu organisieren. Nicht zuletzt, damit der Mensch der Achtung vor sich selbst nicht verlustig geht. Es ist

Martin Köchli.

zunehmend auch eine psychologische Erfahrung, dass der Mensch zum Gestalten, nicht zum Plündern berufen ist. Weil das, was er tut, auch seelisch auf ihn zurückfällt. Das beweisen nicht nur Kinder mit ihrer Gestaltungsfreude, das beweisen alle Menschen, die Kreativität als Lebensmotto haben: Innere Gesundheit hat viel mit äusserer, aktiver Gestaltung zu tun. Und umgekehrt natürlich auch!

Und damit komme ich zum – gemeinsamen – Gestalten von Zukunft.

Weil der Mensch ein gestaltendes und auch ein soziales Wesen ist, wenn er sich nicht selbst entfremden will, ist es eine klare Entmündigung, wenn man ihn von dieser Weltgestaltung – aus welchen Gründen und mit welchen Methoden auch immer – ausschliesst. Untersuchungen in Amerika haben ganz klar gezeigt: Menschen, die an einem kreativen und produktiven Prozess beteiligt sind, fühlen sich nicht nur gesünder, sie sind es auch. Sie verstehen jetzt vielleicht, dass ich hier für die Abschaffung des Wortes Konsument plädiere: Der Käufer und die Käuferin von Nahrungsmitteln sind aktiv Mitgestaltende der Agrar- und im günstigen Fall auch der Kulturlandschaft. Und damit aktiv beteiligt an einem politisch-demokratischen Prozess. Sie können dadurch nicht nur eine neue Qualität von Beziehung zur Umwelt erreichen, Sie erlangen auch ein gesundes Selbstwertgefühl, das sich nicht aus fragwürdigen Prestigegegenständen nähren muss.

Gouverner, c'est prévoir

Die Umwelt- und die Zukunftsfrage können wir also nicht allein über Vorschriften, Kontrollen und Sanktionen lösen, das wäre nur eine weitere Entmündigung erwachsener Menschen. Lösen können wir diese Fragen nur mit Menschen, die sich lösen können von der ängstlichen Bewahrung von Eigeninteressen und damit frei werden für gemeinschaftliche Projekte im überschaubaren Rahmen. Denn da, wo man einander noch in die Augen schauen kann, muss man sich weniger auf die Finger schauen.

Jetzt könnte man fast meinen, für die Politiker bleibe da nichts mehr zu tun! Aber keine Bange, wir befinden uns in einer Wohlstandsgesellschaft, und da haben nicht wenige Leute lieber das bekannte Unglück als das unbekannte Glück. Politik, die auf einen grünen Zweig führen soll, hat da eine wichtige Aufgabe, wenn sie den Auftrag «Gouverner, c'est prévoir» ernst nehmen will. Aber nicht unter Zuhilfenahme einer Gesetzesflut, sondern durch die Förderung von Forschung, Beratung und Ausbildung, die den Weg frei machen für eine Zukunft in Freiheit und Verantwortung.

Was kostet der Preis?

Umsonst ist nichts, heisst es. Alles hat seinen Preis, sagt man. Welchen Preis aber hat die Erde, und womit vermöchten wir ihn zu bezahlen? Preisen wir zur Genüge Sonne, Mond und Sterne? Welchen Respekt schulden wir allem Unbezahlbaren, und wie viel bleiben wir jenen Handlungen schuldig, für die es keinen Handel gibt? Was kostet die Schönheit der Welt, und um welchen Preis ist der Mensch ein Mensch? Wie viel Wert hat das Leben, und wie viel verlangt uns der Tod ab? Was ist der gerechte Preis für das Erziehen der Kinder? Und für das schwere Joch des brasilianischen Zuckerrohrschneiders? Und für die Sklaverei der Erdbeerpflücker von El Ejido? Und für die Selbstmorde der von Monsanto betrogenen indischen Baumwollzüchter? In welcher Rechnung schlagen sich die Sorgen der Bauern um ihre Hofnachfolge zu Buche? Worin findet die Fruchtbarkeit des von ihnen bearbeiteten Bodens ihr Äquivalent? Welches Zahlungsmittel reicht aus, dessen Schädigung zu entschädigen? Wie hoch darf der Preis des Fortschritts sein, und wer muss ihn womit bezahlen? Welchen Lohn schulden wir unserer Klugheit? Und welchen der Vermessenheit? Verdienen wir tatsächlich immer, was wir verdienen? Oder müssen die einen jeweils verlieren, damit die anderen gewinnen können? Gibt es eine ausgleichende Gerechtigkeit in dieser Welt, und was ist der Preis ihres Mangels hierorts? Wie viele zahlen bei dem drauf, wovon wenige profitieren? Sind die einen reich, weil die andern arm sind? Was ist eine faire Milch? Ist ein Preis dann angemessen, wenn ihn jemand bezahlt? Warum ist er für den Käufer stets zu hoch und für den Verkäufer immer zu niedrig, wenn doch alles seinen Preis und darin seine Richtigkeit hat, dass der Markt alles regelt?

Bernhard Heindl

Obigen Text hat Bernhard Heindl für die «Kamingespräche» verfasst. Wie schon der Name andeutet, haben die «Kamingespräche» einen eher intimen Charakter. Sie finden jeden Winter seit nunmehr über zehn Jahren im Mühlviertel statt, wo der Autor dieser Zeilen wohnt. Gastgeber ist jedes Mal eine andere bäuerliche Familie, die nur so viele Personen zur Teilnahme einlädt, als in ihrer Stube bequem Platz finden (ca. 10 bis 15). Zweck der Gespräche ist ein intensiver, freier Gedankenaustausch zu einem bestimmten Thema, das über den engeren Horizont landwirtschaftlicher Fragen hinausreicht. Es wird in Absprache mit den Veranstaltern (der Österreichischen Bergbauern-Vereinigung ÖBV) von Bernhard Heindl einige Monate vorher im ÖBV-«Bildungskalender» vorgestellt. Er hat es übernommen, das Gespräch durch ein paar einleitende und möglichst zündende Sätze zu entflammen (kein Vortrag!). Der Verlauf wird dann, je nach entstandener Hitze, von jemandem aus der Runde sanft, oder wenn es nötig ist, energischer in dem Sinn moderiert, dass nach Möglichkeit alle Tendenzen zum Monolog eingedämmt und dagegen das aufeinander Hören eingefordert und so das Hörvermögen füreinander geschärft wird.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 63. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:
Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

Redaktion:
Beatrix Mühlethaler, Wendy Peter

Redaktionskommission:
Christian Gamp, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Beatrix Mühlethaler
(ausser Porträts und Hofbilder)

Inserate:
Irene Rüegg, Bruggweg 55, 4144 Arlesheim
Tel. 061 701 80 89, inserate@bioforumschweiz.ch

Ein Jahresabonnement kostet Fr. 40.–/30 Euro

Layout und Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Auflage dieser Ausgabe: 2500 Exemplare

Redaktionsschluss für K+P 1/09: 18. März 2009

Für aktuelle Infos: www.bioforumschweiz.ch

PP/Journal
AZB CH-6130 Willisau